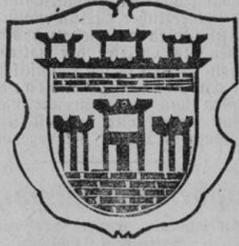


Steinheimer Zeitung

Bote für das Emmertal



Amtliches Verordnungsblatt

Bezugspreis:

Für diesen Monat 1.50 Reichsmark frei Haus. Erscheint sechsmal wöchentlich mit Ausnahme von Sonn- u. Feiertagen. Für die Schriftleitung verantwortlich: Karl Simonowski, Steinheim i. Westf., Fernruf Nr. 352

Anzeigenpreis:

Für 1 mm Höhe, 45 mm breit 5 Pfg., im Textteil 1 mm Höhe, 90 mm breit 20 Pfg. Beilagengebühr je 100 RM. 1.— Sämtliche Anzeigen sind nach Steinheim i. Westf. zu senden. Druck und Verlag: Karl Simonowski, Steinheim i. Westf.

Nr. 147

Steinheim, Mittwoch, 28. Juni 1939

46. Jahrgang

zum 28. Juni

Das Dokument des Hasses

Glaubt man den Versicherungen der Vertreter der westlichen Demokratien, so richtet sich all ihr Streben und Trachten allein darauf, die Achtung vor der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Verträge zu sichern. Man denkt angeblich nicht daran, Deutschland etwa militärisch einzukreisen und wirtschaftlich abzuschnüren zu wollen. Wir hören die Schlagworte, die von der Heiligkeit des einmal gegebenen Wortes und von unverletzlichen völkerrechtlichen Grundsätzen sprechen, und wir erinnern uns angesichts der Wiederbelebung dieses Feuerwerks von politischen Blendmitteln an die Entstehung und den Inhalt des Versailler Gewaltfriedens. Auf die Versicherungen eines Wilson bauend, auf das gegebene Wort der gegnerischen Mächte vertrauend, hatte sich Deutschland zum Friedensschluß bereit erklärt. Es erlebte eine Enttäuschung, einen Triumph der brutalen Gewalt, angesichts dessen das Wort von der Heiligkeit der Verträge nichts als eine infame Hölle wurde.

Wenn Unmoral, Heuchelei, Hinterlist und Gewalt nach den Gesetzen irgendeiner Moral heilig gesprochen werden können, dann allerdings gehört auch der Versailler Vertrag zu den Verträgen, für deren Unverletzlichkeit man einstehen muß. So aber ist dieses Wort von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit eines Übereinkommens zwischen den Völkern nichts anderes, als eine gemeine Larmung für die Unterdrückungs- und Entfremdungsmethoden der Demokratien gegenüber Deutschland, die heute wie vor 20 Jahren im Ziel die gleichen geblieben sind, wenn sie sich auch in den Methoden wandelten.

Es ist gut, einmal wieder in den Seiten des Versailler „Friedenswerks“ zu blättern, um nicht zu vergessen, welches Unmaß von Schmach und Erniedrigung dieser „Vertrag“ über Deutschland brachte, um nicht zu vergessen, daß man heute in den Demokratien noch von der „Heiligkeit“ dieses Machwerks spricht, bei dessen Geburt Haß, Neid und wirtschaftliche Verblendung Mächtigende gestanden haben.

So sagte Wilson am 8. 1. 1918 vor dem Kongreß der Vereinigten Staaten: „Wir sind auf Deutschlands Größe nicht eifersüchtig, denn sie wird durch nichts in diesem Programm geschmälert. Wir mißgönnen ihm nicht die Werke und die Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft oder der friedlichen Unternehmungen und wir möchten es nicht verletzen und seinen legitimen Einfluß und seine Macht in keiner Weise beeinträchtigen. Wir wollen es nicht mit den Waffen oder mit feindseligen Handelsmaßnahmen bekämpfen, wenn es willens ist, sich mit uns und den anderen Nationen der Welt in Ordnungen der Gerechtigkeit und des Rechts und in ehrlicher Weise zusammenzutun.“ Laßt uns sehen, was in Versailles aus diesen Worten geworden ist: Der berühmte Teil III des Friedensdikates, der sich mit den politischen Bestimmungen über Europa befaßt, ergänzt vielleicht am besten Wilsons Worte, daß man Deutschlands legitimen Einfluß und seine Macht in keiner Weise beeinträchtigen wolle. Auf Grund der in diesem Teil III enthaltenen Bestimmungen wurde Deutschland gezwungen, über 70 000 Quadratkilometer mit 6 1/2 Mill. Einwohnern abzutreten. Bis an den Rhein drang Frankreich im Westen vor, die Entmilitarisierung des Rheinlandes, der gewalttätige Einbruch der Polen in deutsches Land im Osten und die widersinnige Abtretung Ostpreußens durch den Korridor scheinen nach der Ansicht der Demokratien mit der Heiligkeit dieses Vertragswerks vereinbar gewesen zu sein. Die Abtretung Oesterreichs zum Reich, die Loslösung von 3 1/2 Millionen Sudetendeutscher, die Vergewaltigung Danzigs und all die anderen Gewaltmaßnahmen dürften nach unserer Überzeugung nicht gerade für die Sittlichkeit und die Gerechtigkeit des Versailler Diktates zeugen. Die Verletzung der politischen und wirtschaftlichen Stellung Deutschlands in Europa, wie sie im Teil III des Diktates vereinbart worden sollte, aber dehte man in weiteren Artikeln auch auf die deutschen Kolonien und die politisch-wirtschaftlichen Rechte aus, die Deutschland in vielen Ueberseeländern besaß.

Man soll uns Deutschen 20 Jahre nach Versailles nicht mehr von Schlagworten reden, auf deren Ehrlichkeit wir einmal gebaut haben. Man soll wissen, daß wir aus den bitteren Erfahrungen dieser letzten zwei Jahrzehnte lernen, nicht auf die Worte, sondern auf die Taten zu achten und die Taten allein als Maßstab für die Bewertung der Absichten des Gegners zu sehen. Das deutsche Volk läßt sich nicht ein zweites Mal überrumpeln, denn es weiß, daß es heute in seiner Außenpolitik der wahren Vertreter der hohen moralischen und politischen Prinzipien ist, die die Wohlfahrt der Völker, die menschliche Freiheit und wirkliches Recht für jedes Volk gewährleisten.

Erst damit, daß der Führer Deutschlands Unterschrift unter dieses Machwerk zurückgezogen hat, ist die allein mögliche Voraussetzung für eine auf ehrlicher Gleichberechtigung beruhende Außenpolitik geschaffen worden. Versailles hat Frieden und Vertrauen aus der Welt gebracht, das Gebeten an die Wiederkehr des Unterzeichnungstages kann daher auch nur eine lebendige Warnung an die Wahnsinnsdiktator sein

Reichstagung der deutschen Forstwirtschaft

Reichsforstmeister Generalfeldmarschall Göring fordert äußerste Kraftanstrengung.

Im festlich geschmückten Reichstagsgebäude der Krolloper wurde in Anwesenheit des Schirmherrn, Reichsforstmeisters Generalfeldmarschall Göring, die Großdeutsche Reichstagung der deutschen Forstwirtschaft feierlich eröffnet. Fast 2000 Mitglieder des deutschen Forstvereins hatten sich versammelt, neben ihnen zahlreiche ausländische Forstleute sowie Vertreter der Reichsregierung, der Wehrmacht, der Partei und des Reichsarbeitsdienstes. An ausländischen Abordnungen waren vertreten Italien, England, die Niederlande, Portugal, Schweden, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Lettland, Litauen, Estland, Norwegen, Rumänien und Ungarn.

Mit stürmischem Beifall begrüßten die deutschen Forstmänner den Reichsforstmeister, der vor der Krolloper zunächst eine Ehrenhuldigung von Forstämtern abgelesen hatte und dann durch ein Spalier von Forstmännern den Saal betrat. Eine besondere Huldigung bereite die italienische Abordnung dem Reichsforstmeister.

Das Landesordner Berlin leitete die Feierstunde mit der Duvettüre zu Beethoven's „Egmont“ ein. Nach einem feierlichen Vorpruch eröffnete Reichsforstmeister Staatssekretär Alpers, der Leiter des Deutschen Forstvereins, die Tagung. Nach alter deutscher Forstmannsitte begrüßte die Versammlung ihren Reichsforstmeister mit einem hellen Horrido. Der Beifall erneuerte sich nochmals, als dann Generalfeldmarschall Reichsforstmeister Göring selbst das Rednerpodium bestieg und sich an die deutschen Forstmänner wandte.

Glanzvoller Aufstieg aus finsterster Nacht

In seiner Ansprache führte Reichsforstmeister Generalfeldmarschall Göring u. a. aus: Seit der letzten Tagung der Forstwirtschaft im Sommer 1937 sind nun knapp zwei Jahre vergangen. Diese kurze warme Zeit war erfüllt von einzigartigem weltgeschichtlichen Geschehen. Schnell und hart wie Hammerschläge folgten die Befreiungsaktionen des Führers einander. Des Reiches Macht und Größe wurde dank seiner genialen Staatskunst gewaltig vermehrt. Die Salontagsfrage, das Siegesbanner Adolf Hitlers, weht heute über einem Gebiet, das weit umfangreicher und stärker ist als das Kaiserreich vor dem Kriege. Mit dieser Wende des deutschen Schicksals, in diesem glanzvollsten Aufstieg unserer Geschichte aus finsterster Nacht, hat sich der Traum von Generationen auf das Herrliche erfüllt.

Die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit überschatteten in ihrer überragenden Größe auch die heutige Tagung. Sie ist die erste große deutsche Veranstaltung ihrer Art und bildet als solche einen Meilenstein in der Entwicklung unserer Forstwesens. Denn die Heimkehr alten deutschen Zielungsraumes in das Reich bedeutet zugleich eine wesentliche Ausweitung unserer Forstwirtschaft. Das gilt namentlich für die Ostmark und das Sudetenland. Die Zukunft erfordert von den deutschen Forstleuten, mögen sie nun Waldbesitzer, Forstbeamte oder Forstwissenschaftler sein, höchste Kraftanstrengung. Deutscher Wald ist deutsches Volksgut. Den deutschen Wald in seiner natürlichen Schönheit und organischen Lebenskraft zu erhalten, damit unserem Volke eine unerschöpfliche Quelle echter Freude und eine Stätte der Erholung und inneren Erbauung zu bewahren, ist und bleibt die vornehmste Pflicht des Forstmannes. (Brausen der Beifall.)

Auch ärgste Widerstände schrecken uns nicht

Um das von Führer gesteckte hohe nationalpolitische Ziel zu erreichen, muß ich als Beauftragter für den Vierjahresplan aus allen Zweigen der deutschen Wirtschaft das Neueste an Leistung herauspressen. Von allen Berufen muß ich selbstlose Mitarbeit und stete Opferbereitschaft fordern. Wir müssen heute scheinbar Unmögliches möglich machen. Und ich weiß, es geht, wenn der Wille dazu in allen vorhanden ist. Es geht, wenn sich alle aufraffen und an sich selbst höchste Anstrengungen stellen.

Das Bewußtsein, der Ehre, Freiheit und Größe unseres deutschen Volkes zu dienen, sollen wir in jedem Vertrag in uns tragen. Herrlich ist das Ziel, stolz ist die Aufgabe — stahhart sei unser Wille, unerbittlich unser Streben! Dann schrecken uns auch nicht die ärgsten Widerstände.

Der nationalpolitische und nationalwirtschaftliche Aufbau erfordert Holz in riesigen, ja in geradezu unvorstellbaren Mengen. Holz ist neben Eisen, Kohle und Steinen der wichtigste Rohstoff unserer industriellen Arbeit geworden. Er ist für zahlreiche Gewerbegebiete unentbehrlich, namentlich für die Bauwirtschaft, den Bergbau und die Papierherstellung. Auf seiner Grundlage entwickeln sich in schnellstem Tempo neue Industrien, so insbesondere die Fabrikation von Zellulosefasern und die Holzuckerzeugung. Alle diese Gewerbegebiete stellen seit Jahren wachsende Anforderungen an die Lieferung von Holz verschiedenster Qualität. Die wirkliche jährliche Holzherzeugung des deutschen Waldes aber deckt heute knapp zwei Drittel dieses Bedarfs.

Im Jahr 1939 wird sich der gesamte Bedarf Großdeutschlands an Holz auf über 80 Millionen Festmeter Drehholz belaufen. Mit einem wesentlichen Rückgang dieses Gesamtbedarfes ist für absehbare Zeit nicht zu rechnen. Dafür sorgt allein schon die Bauwirtschaft als größter Holzverbraucher.

Die Holzmenge, die der heimische Wald nicht hergibt, können auch nicht mehr, wie einst vor dem Weltkrieg, ohne alle Schwierigkeiten etwa aus dem Ausland bezogen werden. Da uns auch die Auswertung der großen Waldflächen in unseren Kolonien durch den Raubzug von Versailles heute noch entzogen ist, stehen wir in der Holzwirtschaft vor den gleichen Erfordernissen, wie auf vielen anderen Gebieten unseres nationalen Lebens.

Sparsamkeit ist oberstes Gebot

In diesem Zusammenhang zunächst ein Wort über den Holzverbrauch Die Solamene, die der deutsche Wald liefert

muß so zweckmäßig wie möglich ausgenutzt werden. Eintraße und überflüssige Markordnung ist daher unerlässlich. Jede Holzvergeudung muß vermieden werden. Der kostbare Rohstoff muß dort eingesetzt werden, wo er im Interesse des ganzen Volkes am besten verwendet werden kann. Sparsamkeit ist oberstes Gebot! Daher begrüße ich die holzsparenden Bauweisen und die Einschränkung des Verbrauchs von Faserholz, namentlich für die Papierherstellung. Kein Holz, das zu Nutzholz tauglich ist, darf im Ofen verbrannt werden. Wir können uns diesen Luxus heute nicht mehr leisten.

Durch straffe Organisation und vielfaches Bemühen ist es im Altreich gelungen, den Brennholzanteil von etwa 50 Prozent in früheren Zeiten auf 24 Prozent im Jahre 1938 herabzubringen. Das ist für den Anfang ein sehr schöner Erfolg. Wir dürfen uns damit aber noch keineswegs zufriedengeben. Alle Bemühungen zur besseren Holzausnutzung sind mit verstärktem Nachdruck fortzusetzen.

Nun zur Frage der Holzherzeugung. Ich bin mir dessen bewußt, daß die gesamte deutsche Forstwirtschaft auf hoher Intensitätsstufe steht. Weitere Verbesserungen werden in Zukunft nicht leicht zu erringen sein. Ich bin aber der Ansicht, daß eine Steigerung der Holzgewinnung noch im gesamten deutschen Wald durchaus möglich ist. Und ich verlange, daß diese Steigerung unter allen Umständen erreicht wird. (Lebhafte Beifall.)

Darum soll sich auch der Privatwaldbesitzer als Lehmann seinem Volk gegenüber fühlen. Ich verpflichte jeden Waldbesitzer, sich willig und unter Einsatz seiner ganzen Kraft einzureihen in die große Front der deutschen Forstwirtschaft. Zur Durchführung der weitgeplanten Produktionsaufgaben der deutschen Forstwirtschaft müssen alle Mittel modernster Betriebsführung angewandt werden. Auch kleine und kleinste Mittel sind in allen Waldbeständen Großdeutschlands beharrlich einzusetzen, bis auch sie gute Erträge liefern. Folgende Maßnahmen sind daher zu treffen:

1. Der Boden muß noch besser ausgenutzt und in seiner Leistungsfähigkeit gesteigert werden. Die für die Bodenkraft so außerordentlich schädliche Streunutzung muß endlich aus dem Walde verschwinden. (Lebhafte Beifall.) Die Landwirtschaft wird dafür heute Ersatzmittel bereitstellen müssen.
2. Die Leistungsfähigkeit der Bestände muß erhöht werden.
3. Großen Wert lege ich auf die bessere Bewirtschaftung des nichtstaatlichen Waldes. Im mittleren und kleinen Waldbesitz liegt heute der Hauptausfall in der Holzherzeugung. Hier liegt überhaupt die Lösung der geforderten Bedarfsdeckung. Hier liegen die einzigen Reserven, die jetzt unter allen Umständen herausgeholt werden müssen. (Starker Beifall.) Deshalb muß hier mit allen Mitteln vorangegangen werden. Die Bildung von Waldgenossenschaften zur gemeinschaftlichen Bewirtschaftung des Bauernwaldes und die Anstellung von gut ausgebildeten Forstpersonal werden besonders wirksame Mittel sein, um die Forstwirtschaft des kleinen Waldbesitzes zu verbessern.
4. Eine Vergrößerung der Waldfläche ist mit allen Mitteln anzustreben. Man hat geschätzt, daß die Waldfläche Deutschlands noch um etwa 10 Prozent vergrößert werden könnte. Ich werde dafür sorgen, daß in Zukunft Aufforstungsbeihilfen in erhöhtem Umfang bereitgestellt werden.
5. Auf möglichst reiflose Erfassung der Holzherzeugung ist zu achten.

Um die deutsche Forstwirtschaft zusammenzufassen und einheitlich auszurichten, habe ich im Einvernehmen mit dem Reichserziehungsminister die Gründung einer Akademie der deutschen Forstwissenschaft angeordnet.

Parole Leistungssteigerung

Im ganzen gesehen ist also die Zahl der Mittel, die uns für die Intensivierung der deutschen Forstwirtschaft noch zur Verfügung steht, sehr groß. Der wachsende Holzbedarf erfordert die nachdrückliche Anwendung aller dieser Mittel.

Die Parole heute und für die Zukunft lautet: Leistungssteigerung!

Denn wir können den 50prozentigen Mehrertrag nicht beliebig lange fortsetzen. Wenn wir noch jahrelang mit ihm künftige Beträge vorwegnehmen, entziehen wir der Forstwirtschaft die Grundlage ihrer Leistung (lebhafter Zustimmung). Ich werde aber dafür sorgen, daß der Mehreinsatz, sobald es die Umstände erlauben, allmählich abgebaut wird. An Stelle des 50prozentigen Mehreinsatzes, der eine Uebernutzung war, müssen wir in Zukunft eine 50prozentige Mehrleistung anstreben, die uns die gleichen Holzbestände wie heute bei normaler Nutzung gewähren wird.

Akademie der deutschen Forstwissenschaft

Auf dieses Ziel, das vielleicht erst in 40 oder 50 Jahren erreicht sein wird, haben heute schon alle unsere Bemühungen und Anstrengungen hinzuwirken. Um namentlich dem Waldarbeiter die Intensivierung seines Wirtschaftsbetriebes, die zusätzliche Aufwendungen beansprucht, zu ermöglichen, sind auch die Holzpreise erneut zu überprüfen. Für die Leistung der Forstbeamten und Waldarbeiter ist eine gute zweckentsprechende Ausbildung von grundlegendem Wert. Schließlich ist auch die Mitarbeit der deutschen Forstwissenschaft in Zukunft weit nötiger denn je. In Göttingen wird ein großzügiger Neubau für die forstliche Fakultät und ihre Institute erfolgen. In Oberwald und Tharandt ist der Ausbau von Instituten für forstliche Hochschulen eingeleitet. Die Errichtung eines zweckentsprechenden Neubaus in Hamburg ist geplant. In Göttingen wird ein Institut für forstliche Pflanzenzüchtung und in Villach ein Institut für angewandte Pflanzensoziologie errichtet werden.

Unsere Arbeit bleibt dürr und unfruchtbar, wenn sie nicht durchglüht wird von der großen Leidenschaft, unserem deutschen Volke zu dienen. Und sie kann nie zur Vollendung reifen.

wenn sie nicht getragen wird von dem starken unzerstörbaren Glauben an unseren geliebten Führer, dem wir alles verdanken. Gehen wir an die Arbeit als seine Kämpfer, freudig und hoffnungsvoll! Unser Werttag braucht den Mann, und jede Stunde fordert männliche Tat! Sorge jeder zu seinem Teil dafür, daß eine große Epoche auch ein großes Geschlecht findet. Nutzen wir unsere Zeit für unser deutsches Volk und unser herrliches Reich. Ewig grünte der deutsche Wald und ewig lebe das deutsche Volk!

Die letzten Häfen werden blockiert

Neuer japanischer Schlag gegen England.

Japan hat einen neuen Schlag gegen England gerichtet, indem japanische Flottenoperationen an der Küste von Fuzhou angekündigt worden sind. Der japanische Generalkonsul in Shanghai hat dem ausländischen Konsulatskorps in einer Note mitgeteilt, daß die japanische Flotte neue Aktionen bei Fuzhou und Wentschau an der Küste der Provinz Fujian begonnen habe. Die ausländischen Mächte werden gebeten, ihre Kriegs- und Handelsschiffe aus den genannten Häfen zurückzuführen. Die neutrale Schifffahrt wird ausdrücklich gewahrt. Diese Häfen anzulanden, und es wird erklärt, daß die japanische Flotte keine Verantwortung für die Folgen übernehmen könne, die sich aus solchen Versuchen ergeben könnten.

Diese neue Aktion Japans bedeutet praktisch die Verhinderung der Blockade der südchinesischen Küste und damit die Verdrängung der englischen Flotte aus sämtlichen Häfen Chinas, denn Fuzhou und Wentschau sind die beiden letzten in den Händen der Chinesen befindlichen Häfen. Damit hat das englische Prestige in Fernost einen neuen schweren Schlag erhalten. Dem energischen Aufstreben Japans hat das ganze Abien nichts entgegenzusetzen.

Auch Hongkongs Versorgung gefährdet

Die englische Öffentlichkeit blickt weiter mit großer Sorge auf die Vorgänge im Fernen Osten. Die Presse hebt besonders hervor, daß die Blockade Swataus eine ernste Gefährdung für die Versorgung Hongkongs bedeute, da Hongkongs Lebensmittellieferung in der Hauptsache über Swatau gehe. Diese Tatsachen und weitere Berichte über die angeblich unwürdige Behandlung britischer Staatsangehöriger in Tientsin haben die Kommentare der Londoner Presse trotz allen langen Gerades wesentlich kleinlauter gemacht, als man es in den letzten Tagen gewohnt war.

Halblosigkeit britischer Proteste erwiesen

Der britische Votschafter in Tokio, Craigie, suchte erneut den japanischen Außenminister Arita zu einer weiteren Erklärung über die Tientsinlage auf. Wie die Tokioer Zeitung „Kotomun Shimbum“ dazu ergänzend meldet, habe Craigie die Haltung der britischen Regierung dargelegt und eine offizielle Antwort Japans auf die britischen Proteste vom 18. und 20. Juni gefordert. In diesem Zusammenhang bemerkt die gut unterrichtete Zeitung „Tokio Asahi Shimbum“, daß Außenminister Arita Votschafter Craigie dahin unterrichtet habe, daß genaue Nachprüfungen die Halblosigkeit der britischen Proteste über angebliche unwürdige Behandlung englischer Staatsangehöriger und die Lebensmittelblockade erwiesen hätten.

Juden mit Glacehandschuhen anfassen

Englands Kriegsminister schüzt seine Kassegenossen.

Auf Befehl des britischen Kriegsministeriums hat der Oberkommandierende in Palästina, General Haining, seinen Truppen angeordnet, bei den sogenannten „Durchsuchungen“ einen sichtbaren Unterschied zwischen Arabern und Juden zu machen.

Die „Durchsuchungs“-Methoden der britischen Truppen in arabischen Dörfern in Palästina sind hinreichend bekannt. Eine enbloße Kette bilden die Fälle der Häuserprellungen, der Sprengung ganzer Stadtviertel, der Vernichtung lebenswichtiger Vorräte (so daß Mensch und Vieh im heißen Sommer dem Verdursten preisgegeben sind), der Ermordung willkürlich herausgeholt, unabgeurteilter Araber, des Zusammenstrebens der Dorfbewohnerschaft auf freiem Feld und ihr tagelanges Vorbeilassen ohne Wasser und Brot, des Raubens von Geld und Schmuckstücken durch die wild gewordene Soldateska und anderer Schandthaten mehr.

Zur Durchsuchung jüdischer Siedlungen und Stadtviertel hat man sich erst ganz neuerdings entschlossen, nachdem der radikale Teil der Jüdischheit in Palästina zu den bekanntesten großen Terroristen in Jerusalem, Tel Aviv und Haifa übergegangen ist, die jedesmal 50 bis 100 Tote und Verwundete und mehr zur Strecke brachten.

Jedoch dürfen nach dem jüngsten Befehl aus London diese Durchsuchungen nur „jari“, wie es wörtlich heißt, also mit Glacehandschuhen, durchgeführt werden. Kein Jude darf hart angefaßt, keine Jüdin überhaupt berührt werden. Unter dem britischen Militär, besonders unter den Offizieren, herrscht zelle Empörung über diesen Befehl. Man beschwert sich, in Palästina immer nur für die Juden eingesetzt zu werden und für sie die Haut zu Markte tragen zu müssen. Dem General Haining wirft man vor, um seinen Posten zu hangen; andernfalls hätte er gegen diese Maßnahme, die auf den englischen jüdischen Kriegsminister Hoare Weltscha zurückgeführt wird, protestieren müssen und sich ihr nicht unterwerfen dürfen.

Mit Zuckerbrot und Peitsche auf Seelenfang

Nachdem London mit seiner Politik überall mehr oder minder Schiffbruch erleidet, versucht es, wenigstens in Palästina sein in der Welt so sehr gemindertes Prestige aufrechtzuerhalten. Mit höchst anrüchlichen Mitteln, um die es bei seiner Kolonialpolitik ja noch nie verlegen war, bemüht sich England hier, seine Reichspolitik noch während dieses Sommers einzuführen und die Zustimmung der Bevölkerung zu gewinnen. Da eine freiwillige Zustimmung nicht zu erreichen ist, werden Zuckerbrot und Peitsche angewendet.

Wer die berüchtigten Durchsuchungen vermeiden will, wer nicht verprügelt und seines Leibes beraubt werden will, wer nicht eines grauenhaften Todes durch Hunger oder Durst sterben möchte, der muß schriftlich seine Zustimmung zur Reichspolitik erklären. Für diesen Seelenfang zahlt London dann in nach Bedeutung der Unterschrift einige Pfunde Prämien.

Die Zeitungen werden mit großen Geldzuschüssen bestochen, damit sie im Sinne des Reichsbüchlers schreiben, andernfalls müssen Herausgeber und Schriftleiter mit dem Zeitungsverbot rechnen. Sie selbst werden ins Gefängnis geworfen oder ausgewiesen. Daß England selbst weiß, wie verbrecherisch seine „Befriedungspolitik“ in Palästina ist, zeigen zudem die Ausweisungen fremder Journalisten als unliebsamer Zeugen der überhäufigen englischen Anstrengungen.

Syrischer Protest gegen Sandschak-Schacher

Noten an Paris und Genf.

Die syrische Regierung sowie der Präsident des syrischen Parlaments sandten Noten an den Quai d'Orsay und an die Genfer Liga, in denen gegen die Verschärfung des Sandschaks Alexander in die Türkei schärfstens protestiert wird.

Wie aus Damaskus verlautet, soll die neue französische Politik gegenüber Syrien in Kürze durch den Oberkommissar bekanntgegeben werden.

Graf Cianos Vater gestorben

Einer der ältesten Kämpfer des Duce.

Der Vater des italienischen Außenministers, Graf Ciano, Präsident der Kammer der Korporationen und Inhaber der Goldenen Tapferkeitsmedaille, ist in seinem Heimort Borgo a Marziana bei Lucca gestorben. Der König und Kaiser und der Duce weilt an der Bahre, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Der Tod des Kammerpräsidenten Graf Ciano, des Vaters des italienischen Außenministers, steht im Mittelpunkt der römischen Presse, die übereinstimmend hervorhebt, daß sein Heimgang von der gesamten italienischen Nation als ein großer und schmerzlicher Verlust empfunden wird. In spaltenlangen Artikeln wird die Gestalt des Verstorbenen gewürdigt, seine Taten als Offizier der italienischen Kriegsmarine im Weltkrieg, sein Wirken in der faschistischen Partei, der er sich als einer der allerersten Mitarbeiter Mussolinis angeschlossen hat, und sein unermüdetes Schaffen im Dienste des Vaterlandes und der faschistischen Bewegung als langjähriger Kammerpräsident hervorgehoben.

Chamberlain antwortet nicht

Neugierige Unterhausabgeordnete provozieren Demonstration britischer Dhmacht.

Ministerpräsident Chamberlain wurde im Unterhaus von dem Labourabgeordneten Greenwood um eine Erklärung zu den jüngsten Berichten aus dem Fernen Osten erfragt. Chamberlain erklärte, zur Lage in Tientsin habe er im Augenblick nichts Neues zu sagen. Aber er hoffe, daß er demnächst in der Lage sein werde, weitere Erklärungen abzugeben. Chamberlain bestätigte dann, daß einer Information des Kommandanten von Hongkong zufolge die japanischen Militärbehörden mitgeteilt hätten, daß sie beabsichtigen, die Häfen von Fuzhou und Wentschau zu besetzen. Man warte jetzt auf weitere Einzelheiten über die Besetzung.

Greenwood fragte darauf, ob man beabsichtige, im Hinblick auf die Lage den eventuell betroffenen Schiffen Instruktionen zu erteilen, und ob der Premierminister sich um die „Mitwirkung anderer Staaten“ bemühen wolle, deren Schiffe auch in Fuzhou und Wentschau in Mitleidenschaft gezogen würden, und ob die britische Regierung angesichts der zunehmenden drohenden Lage Fortschritte in der Ausarbeitung von Vorschlägen zur Aenderung der Lage gemacht habe. Chamberlain antwortete hierauf ausweichend: „Leider kann ich diese Anfrage nicht so aus dem Handgelenk beantworten, da ich die Information erst jetzt im Unterhaus erhalten habe. Alle diese Angelegenheiten werden aber erwoogen werden.“

Eine peinliche Anfrage des Labourabgeordneten Bellenger, ob nicht im Hinblick auf die verschärfte Lage im Fernen Osten entschiedenere Maßnahmen ergriffen werden könnten, oder ob die Regierung nicht wenigstens einen entsprechenden Wink geben wolle, blieb, wie schon vor einigen Tagen, abermals unbeantwortet. Als Bellenger weiter drängte und fragte, „wird der Premierminister eine Antwort auf diese Frage geben, da viele von uns daran ernsthaft interessiert sind“, erhielt er wieder keine Antwort.

Ebenso erging es dem Kommunisten Gallacher, der fragte, wie es komme, daß Beleidigungen, die der Ministerpräsident als unerträglich bezeichnete, gebuldet würden?

London wagt keine Repressalien

Auch Handelsminister Stanley wurde mit Fragen bedrängt, die darauf hinausliefen, Maßnahmen gegen die Einfuhr von japanischen Waren nach England zu ergreifen. Stanley erklärte, „er habe keine Vollmacht, britische Händler zum Verkauf oder die Öffentlichkeit zum Verbrauch bestimmter Waren zu zwingen“.

Mengstliches Schielen nach Moskau

Paris: Werden Englands Zugeständnisse ausreichen?

Auf Grund der Meldungen aus London, wonach das englische Außenamt neue Instruktionen an seinen Vertreter Strang in Moskau gesandt habe, ist das Thema der Dreierpakt-Verhandlungen wieder etwas in den Vordergrund gerückt. Dabei sind sich die Blätter durchweg darüber klar, daß angesichts der bekannten Schwierigkeiten in der Fernostfrage die Hoffnungen auf einen baldigen Abschluß sehr gering sind, und allgemein kommt die bange Frage zum Ausdruck, ob die Sowjets sich mit den Zugeständnissen Großbritanniens begnügen werden.

Die Londoner Presse steht im Zeichen der ängstlichen Erwartung, ob die „allerneuesten“ Vorschläge, die England namentlich in Moskau unterbreiten will, endlich bei den Sowjets Gnade finden werden. Im übrigen versuchen die Blätter zum Teil wieder von den Hauptschwierigkeiten, die in den Fernostproblemen beschlossen liegen, abzulenken, indem sie die praktisch längst erledigte Frage der baltischen Garantien in den Vordergrund stellen.

„Spanische Falangisten bedrohen Portugal“

Polnische Rundfunkliste im Dienste der Demokratehenke.

In der spanischen Öffentlichkeit und insbesondere in spanischen politischen Kreisen herrscht stärkste Empörung über eine von Warschauer Sender verbreitete und in die englische Presse übernommene durchtriebene Lügenmeldung, wonach in Falangistkreisen die Absicht bestehe, „Portugal zu überfallen und Spanien, notfalls mit Waffengewalt, einzugliedern“.

In spanischen politischen Kreisen wird hierzu mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß diese hinverbrannte Lügenmeldung, die im Zuge der durchsichtigen und niederträchtigen Hege der Erzfeinde Spaniens und des europäischen Friedens aufgebracht wurde, durch nichts besser zurückgewiesen werden kann als durch die Tatsache der beispielhaften Herzklichkeit der Beziehungen zwischen den spanischen und portugiesischen Schwefelstaaten, die über alle Angriffe erhaben ist. Niemand werde Spanien, so wird weiter betont, seine Dankeschuld vergessen gegenüber Portugal, das selbstlos in kritischer Stunde die nationale Erhebung Spaniens unterstützte. Tausende Portugiesen hätten als Freiwillige unter der Fahne Franco gekämpft, ihnen habe Spanien einen herzlichen Abschied bereitet.

Patagonienschwindel endgültig erledigt

Landesgruppenleiter restlos rehabilitiert.

Das Verfahren gegen den Landesgruppenleiter der U. A. Argentinien, Müller, der bekanntlich auf Grund eines gefälschten Dokuments über angebliche deutsche Umtriebe in Patagonien verhaftet und vor Gericht gestellt worden war, ist nunmehr durch Urteil der Bundeskammer, des höchsten Gerichts Argentiniens, endgültig niedergeschlagen worden.

Der Spruch des Appellationsgerichts stellt einleitend ausdrücklich fest, daß der Name und die Ehre Müllers durch das Verfahren in keiner Weise beeinträchtigt worden seien. In der Urteilsbegründung werden dann im einzelnen die Verleumdungen entkräftet, die der Dokumentenfälscher Zuerge erhoben und die Linkspreffe zu einer wochenlangen Heftkampagne gegen das neue Deutschland ausgeklüchtet haben. Die Phototopie, die eine angebliche staatsfeindliche Tätigkeit gegen Argentinien beweisen sollte, sei nicht im geringsten stichhaltig, um so mehr, als auch die Presse von Buenos Aires bereits früher das Opfer raffiniertester Fälschungen von Zuerge geworden sei. Aus allen diesen Gründen habe sich die Bundeskammer veranlaßt gesehen, nicht nur die völlige Rehabilitierung Müllers auszusprechen, sondern gleichzeitig ein Verfahren gegen Zuerge anzuordnen.

Chronik des Tages

Am 23. und 24. September 1939 findet in Berlin der Deutsche Werttag statt. Es ist dies der erste Deutsche Werttag nach der Machtübernahme und zugleich auch der erste große Werttag.

Zu der Zeit vom 28. Juni bis 2. Juli findet in Wien der 4. Reichsleistungsmertag statt. Den Abschluß bildet eine Großkundgebung, auf der Reichskommissar Birtel, Reichsminister Seidie und in Vertretung des Reichsernährungsministers Dr. Landeshauptmann Reichthal sprechen werden.

Der portorikanische Kommandant Santiago Salesas brachte in beiden Häusern des Kongresses Gesetzesvorlagen ein, Puerto Rico als 49. Staat in die Nordamerikanische Union aufzunehmen.

Das 1. Geschwader der italienischen Kriegsmarine unter Admiral Graf Riccardi traf im Hafen von Lissabon ein.

Entmenschter Schuschnigg-Scherge

Nordprozeß Homomichl enthüllt grauenhafte Brutalitäten der Heimwehrbanditen.

Das Schwurgericht in Innsbruck setzte die Verhandlung gegen die Schuschnigg-Schergen, Tomafel, Martin und Benz fort, die während der nationalsozialistischen Erhebung im Juni 1934 den Hauptmann a. D. Homomichl in der Heimwehrkaserne ermordet haben. Sämtliche Zeugen bekräftigten, daß Homomichl auf dem Weg nach der Heimwehrkaserne mehrmals und immer vergeblich einen Schutzmann gebeten habe, ihn in Schutzhaft zu nehmen. Immer wieder ließen die Aussagen der Zeugen erkennen, mit welcher grauenhaften Brutalität die Heimwehrbanditen gegen die Verhafteten vorgegangen sind.

Einer der Zeugen, der Ingenieur Schüller, wurde in der kritischen Nacht aus einer Besprechung in der Wohnung des jetzigen Oberbürgermeisters von Innsbruck, Dr. Benz, von einer Heimwehrpatrouille, die bei dieser Gelegenheit zahlreiche Einrichtungsgegenstände kurz und klein schlug, verhaftet und unter Prüfen und Stoßen in die Heimwehrkaserne geführt, wo Benz herumschrie: „Jetzt holen wir uns den Homomichl, diesen Hund, mit dem habe ich sowieso noch etwas rein zu machen seit den Kärntner Abwehrkämpfen“. Später sah dann Schüller mit eigenen Augen, wie Benz mit beiden Händen auf den eingekerkerten Homomichl einschlug. Der Zeuge Sajda erklärte, er habe in der Heimwehrkaserne durch ein Spalier von Heimwehrmännern Spieghelungen laufen müssen. Dann habe man ihn in das Gefängnis geschleift, wo Benz erklärt habe, daß sie alle „zum Tode verurteilt“ seien und beim ersten Worgengrauen aufgehängt werden würden. Später habe Benz dann noch dem Tode Homomichls frohlockend mitgeteilt, daß einer bereits „weggepufft“ worden sei.

„Graf Zeppelin“ besucht deutsche Städte

Sonntagsausflüge in den nächsten Monaten.

Das Luftschiff LZ. 130 „Graf Zeppelin“ wird in den kommenden Monaten Landungsfahrten nach deutschen Städten durchführen. Mit der Ausnahme dieser Fahrten ist Sonntag, den 2. Juli, zu rechnen. Weitere Fahrten werden voraussichtlich dann mit wenigen Ausnahmen jeden Sonntag bis zum Spätsommer durchgeführt werden. Das Luftschiff wird je nach der Wetterlage in den Vormittagsstunden starten und abends nach dem Heimathafen zurückkehren. Als erste Stadt wird am kommenden Sonntag Meiningen besucht werden. Mit einer ganzen Reihe anderer Städte schweben zur Zeit Verhandlungen, die noch nicht endgültig abgeschlossen sind.

Dammbruch gefährdet belgische Stadt

Uferdämme des Albert-Kanals geborsten.

Oberhalb der belgischen Stadt Hasselt brachen die Uferdämme des Albert-Kanals. Die Bruchstellen erreichen eine Breite von 25 bis zu einigen hundert Metern.

Bis zur Schleufe von Hasselt, auf einer Länge von 3 Kilometern, bildeten sich auf beiden Uferseiten tiefe Risse. Vor der Schleufe von Hasselt brach der Uferdamm auf einer Länge von 100 Metern zusammen. Die Erd- und Wassermassen rissen die elektrischen Leitungsmasten, die Schutzposten für die Schiffahrt und das jenseitig fertiggestellte Haus des Schleusenwärters mit sich fort. Ein Strom (schmierigen Wassers) ergoß sich in Richtung Hasselt, brachte die Bemer zum Ueberlaufen und bedrohte die Häuser.

Infolge der Katastrophe von Hasselt wird voraussichtlich die feierliche Einweihung des Albert-Kanals, die am 30. Juli durch König Leopold vorgenommen werden sollte, verzögert werden. Die Arbeiten am Albert-Kanal, der Lüttich mit Antwerpen verbindet, haben zehn Jahre in Anspruch genommen. Schon am 1. Juli sollten die ersten 2000-Tonnen-Schiffe den Kanal passieren.

50 Menschen vom Blitz erschlagen

Verheerende Gewitter im Wilnaagebiet.

Verheerende Unwetter suchten erneut das Wilnaagebiet heim. In Wilna selbst wurden drei Personen durch Blitzschlag getötet; im Kreise Wilna-Erski und in anderen Kreisen der Wilnaer Reichswohnschaft sind, einer Meldung der polnischen Zeitung „Illustrierter Krakauer Kurier“ zufolge, 50 Personen durch Blitzschlag ums Leben gekommen und etwa 100 weitere verletzt worden. In unzähligen Dörfern und Städten Nordpolens wurden Häuser und Gehöfte eingestürzt, in einem Fall ein ganzes Dorf vollkommen vernichtet. Der durch den Sturm angerichtete Schaden, insbesondere auf den Feldern, geht in die Millionen.



Lufarmeegeneral Balle im Haus der Flieger. Staatssekretär Generaloberst Milch (rechts) im Gespräch mit dem königlich italienischen Staatssekretär der Luftfahrt, Lufarmeegeneral Balle, beim Empfang im Haus der Flieger zu Berlin. Rechtsbild (M).

ges
 idet in Berlin der
 rfe Deutsche Verze-
 auch der erste groß-
 findet in Wien der
 bildet eine Groß-
 rdel, Reichsminister
 rungsminister Darre
 werden.
 go Jalesias brachte
 vorlagen ein, Puerto
 nische Union aufzu-
 Kriessmarine unter
 von Lissabon ein.
 gg-Scherge
 ste Brutalitäten der
 ste die Verhandlung
 Martin und Penz
 Erhebung im
 nisch in der Heim-
 zeugen betunden,
 er Heimwehrkafare
 Schuyman gebeten
 mer wieder ließen die
 h grauenhafter Bru-
 beschaffeten vorgegan
 schüler, wurde in de
 n der Wohnung des
 ruck, Dr. Denz, von
 Gelegenheiten zahl-
 rein schlug, verbarie
 Heimwehrkafare ge-
 wir uns den Sono-
 sonjeweils noch etwas
 kämpfen". Später sah
 enz mit beiden Frau-
 nischlug. Der Frau
 schülerin durch ein
 unten laufen müssen
 r geschleift, wo Penz
 erunterteilt" seien un-
 rden würden. Später
 monomisch frohlocken
 worden sei.
 uische Städte
 n Monaten.
 " wird in den kom-
 deutschen Städten
 fahrten ist Sonntag,
 werden voraussicht-
 Sonntag bis
 den. Das Luftschiff
 ittagstunden starken
 ückfahren. Als erste
 iningen besucht wer-
 de schweben zur Zeit
 abgeschlossen sind.
 gische Stadt
 geborfen.
 t brauchen die Ufer-
 stellen erreichen eine
 ter.
 Länge von 3 Kilo-
 tiefe Riffe. Vor der
 auf einer Länge von
 sfermassen rissen die
 ften für die Schiff-
 des Schleusenwärters
 ergoß sich in Rich-
 tungen und bedrohte
 wird voraussichtlich
 als, die am 30. Juli
 den sollte, verzögert
 der Lütich mit An-
 Anspruch genommen.
 Sonnen-Schiffe den
 erschlagen
 Angebiete.
 ut das Bildngebiet
 rsonen durch Witz-
 in anderen Kreisen
 eldung der polni-
 100 Dörfern und Städten
 öföte eingeleitet, in
 vernichtet. Der durch
 bere auf den Feldern.



Motor-HJ. wächst beständig weiter

Das Amt für körperliche Erziehung der Reichsjugendführung berichtet über die Entwicklung der Motor-HJ. und den geplanten weiteren Ausbau. Die Organisation umfaßt Ende des letzten Jahres 92 Motor-HJ.-Stämme mit 705 Gefolgschaften, 2698 Scharen und 7552 Kameradschaften. Von einer anfänglichen Mitgliederstärke von 3000 Jungen hat es die Motor-HJ. auf die geplante Sollstärke von 100 000 Jungen gebracht. Dieser Stand erhob inzwischen durch die Ueberweilung von 30 000 Wimpfen im April eine weitere Erhöhung. Bis zum Jahre 1942 will die Motor-HJ. eine Stärke von 250 000 Mitgliedern erreicht haben. Die stärkste Mitgliedszahl weist das HJ.-Gebiet Sachsen auf, das Schlesien damit überflügelt hat.

Die technische Ausbildung der Motor-HJ. erfolgt in 350 eigenen und 500 vom NSKK zur Verfügung gestellten Werkstätten. Die Motor-HJ. verfügte Ende 1938 über 328 eigene, 3270 Privatkraftfahrzeuge ihrer Angehörigen und rund 2000 vom NSKK bereitgestellte Fahrzeuge. Dieser Tage erst wurde das erste Motor-HJ.-Seim Deutschlands in Schwelm in der Provinz Westfalen übergeben. 21 000 Angehörige der Motor-HJ. haben im letzten Jahr den Führerschein erworben, gegenüber dem Voriahr hat sich die Zahl der erworbenen Führerscheine mehr als verdoppelt.

Nur noch farbiges Badpapier. Der stellvertretende Leiter der Wirtschaftsgruppe Einzelhandel hat die Kaufleute aufgefordert, künftig vorwiegend farbiges Badpapier zu verwenden. Da das farbige Badpapier rohfaserhaltig viel vorteilhafter hergestellt werden kann als das weiße, kann der Einzelhandel dadurch wichtige Rohstoffe sparen helfen.

Sport

Abschied von Seaman

In Spa fand eine Trauerfeier für den verunglückten Rennfahrer Richard Seaman statt, bei der der deutsche Vorkämpfer Bülow-Schwante einen Kranz mit Latenteuschleife niederlegen ließ. An der Feier beteiligte sich auch der deutsche Konsul in Lüttich und der Reichskommisnar für die Lütticher Wasserausstellung. Ferner waren belgische Sportsleute erschienen. Ingenieur Neubauer von der Firma Mercedes-Benz, für die Seaman gefahren war, hielt eine ergreifende Ansprache. Die gesamte Mercedes-Benz-Mannschaft, die der Feier beizuohnte, gab dem toten Sportkameraden mit dem Deutschen Gruß den letzten Abschied. Anschließend wurden die sterblichen Überreste Seamans über Dende nach London übergeführt.

Deutsche Siege und Niederlagen. Das Tennisturnier in Wimbledon um die Meisterschaft von England wurde mit dem ersten Treffen der Männer eröffnet. Noderich Menzel schlug den Engländer Piery in drei Sätzen, und auch Ventel hatte keine Mühe, den Engländer Peters abzuberzigen. Von Metara dagegen wurde von dem Kolonialfranjois Abdessalam geschlagen. Der deutsche Nachwuchsspieler Gulcz unterlag dem neuseeländischen Nationalspieler Brown Gopier; schließlich siegte leicht in drei Sätzen über den Neuwirer Najar.

Segeflieger endlich am Ziel. Die Entscheidung im Zielstrecken-Segefliegen des NSKK ist gefallen. Die ersten drei Zeitnehmer erreichten am Montag das Ziel in Altdamm bei Stettin. Es waren dies der voraussichtliche Sieger NSKK-Oswi Schmidt (Südwest), NSKK-Sauptstuf. Bräutigam (Elbe-Saale) und Klinsch (DWB, Darmstadt).

Dänische Ringer auch in Berlin geschlagen. Auf der Rückreise von Hof, wo sie der deutsche Nationalmannschaft im Länderkampf unterlegen waren, starteten die dänischen Ringer noch einmal in Berlin gegen eine Stadtmannschaft. Sie mußten allerdings auf ihren verletzten Schwergewichtler verzichten und verloren das Treffen mit 2:5 Punkten.

Kleine, aber wertvolle Tiere

Sonnige Abhänge, Steinbänke, sandige Raine, Wurzelstöcke in Waldböden, auch Hecken sind die Aufenthaltsorte unserer einheimischen, so nützlichen Eidechsen. Sie sonnend, liegen die flinken Tierchen auf Lauer und spähen nach Beute. Vor ihren unsichtbaren Augen ist die Mücke im Flug nicht sicher. Der Falter am Blumentisch fällt ihrer Gewandtheit zum Opfer. Auch Regenwürmer, Spinnen, Käfer, Larven, Grillen und Heuschrecken bilden ihre Nahrung.

Darum schützt die Eidechsen! Sie vertilgen als Feld-, Weiden- und Waldpolizei viele Schädlinge. Deutschlands schönste Eidechse ist die prächtige, grüngerbarte Smaragdeidechse. Andere Eidechsenarten unserer Heimat sind die sog. Zauneidechse, dann die Berg- und die Mauereidechse. Mit den Eidechsen verwandt ist die Blindchleiche, ein harmloses, ebenfalls sehr nützliches, schlangenähnliches Tierchen, das in Weiden und lichten Buchenbeständen nach Nachtinsekten und Regenwürmern Jagd macht.

Ueber die Hummeln herrscht noch viel Unklarheit, und Hummelnester werden immer wieder zerstört. Jetzt, wo die Hummelweibchen in den Nestern sitzen, ist es notwendig, auf den großen Nutzen dieser Insekten hinzuweisen und ihren Schutz zu empfehlen. Die Hummeln sind die einzigen Bestäuber von verschiedenen Pflanzen, besonders des Klee. Durch die zunehmende Kultivierung und durch den Unverstand der Menschen werden jährlich Tausende von Hummeln vernichtet. Jrgendwemher nennenswerte Schaden ist von den Hummeln nicht bekannt. Ihr Nutzen ist beinahe sprichwörtlich. Als z. B. Anfang des letzten Jahrhunderts in Neuseeland Klee eingeführt wurde, gebeh dieser zwar recht gut, setzte aber nie Samen an. Erst, als man die Hummeln einfuhrte, gab es den nötigen Samen, und zwar war es eine reiche Ernte.

Schützenfest des Heimatschutzvereins Steinheim.

Das freundliche Städtchen an der Emmer beging am Samstag, Sonntag und Montag sein Schützenfest. Steinheim ist damit einer Tradition treu geblieben, die Geschlechter und Jahrhunderte kommen und gehen sah, die ein wechselvolles Schicksal deutschen Landes, ein Auf und Nieder, erlebte. Aber gleichbleibend als Ausdruck von der Liebe zur Heimat, von der Pflege echten Bürgergeistes, waren immer wieder die Schützenfeste. Sie vereinten die Bürger zum frohen Festgeschehen in vertrauter Runde, sie übten Anziehungskraft aus auf Gäste aus Stadt und Land und nicht zuletzt auf jene heimattreuen Steinheimer, die in der Fremde seßhaft geworden sind.

So wurde auch unser Heimatsfest gefeiert, durchpult vom neu geweckten Gefühl der Vaterlandsiebe und der wehrhaften Einjahrbereitschaft.

Am Samstag traten die drei Kompanien des Bataillons vor ihrem Kommandeur, Oberst Lücking, der dem Verein nun schon 20 Jahre vorsteht, auf dem Markt an. Mit Musik ging es dann zur Verabschiedung bei der Königin und zur Abholung des Königs. Sodann wurde auf dem Helfensriedhof ein prächtiger Kranz zum Gedenken an die Toten des großen Krieges und der Bewegung niedergelegt. Zurick ging es zum Rathaus, wo Bürgermeister, Ortsgruppenleiter und Ratsherren feierlich abgeholt und in den Zug eingereiht wurden. Der strömende Regen vermochte die frohe Stimmung nicht zu trüben, freute sich doch jeder über diesen lang ersehnten Segen des Himmels. Auf dem Schützenplatz begrüßten Bürgermeister und Ortsgruppenleiter die Schützen und wünschten dem Fest einen guten Verlauf. Mit dem Heilgruß auf den Führer und den Webern der Nation wurde das Fest eröffnet. Anschließend gab der Bürgermeister unter den Klängen des Präzidentenmarsches die ersten Schüsse auf die Scheibe ab und eröffnete damit das Königsschießen.

Kompanieweise wurde nun nach der Scheibe geschossen, während in der Schützenhalle ein frohe Geselligkeit vorherrschte. Die Schützen setzten aber auch ihre Ehre darein, trotz des unsichtigen Wetters, möglichst gut zu schießen. Es wurden auch viele Wimpfen geschossen, und so war das Rüttelratten nach dem besten Schuß, dem Königsschuss, groß. Inzwischen sammelte man sich zum Festessen, bei dem manche Rede gehalten wurde. Kommandeur Aug. Lücking begrüßte seine Gäste und dankte allen, die sich um die

Bereitigung des Festes verdient gemacht haben. Der Ortsgruppenleiter dankte im Namen der Ehrengäste für die herzliche Aufnahme und sprach dann von den Traditionen der Steinheimer Schützenvereine, die der Heimatschutzverein treulich hütet. Das älteste Mitglied des Vereins, Heinrich Hausmann, brachte ein Hoch auf den Schützenoberst und auf den Schützenkönig Johannes aus, der seit dem 26. Juni 1937 bis zum heutigen Tage regierte.

Bis zum späten Abend währte das Ringen um die Königswürde, ehe die Entscheidung fiel. Dann ließ der Oberst das Bataillon antreten. Zum König proklamierte er den besten Schützen des Tages, Franz Hbrning, der jubelnd begrüßt wurde. Sein Vorgänger überreichte ihm darauf die prächtige, silberne Schützenkette, und dann begann das frohe Begrüßen des neuen Regenten, der im Triumph in den Saal geführt wurde. Zur Königin erkor er sich Frau L. Steinwart, die bald danach die Aufwartung der Offiziere des Bataillons empfing.

Den Hofstaat bilden: Frau Hbrning, Frau Lachenicht, Fr. Gertrud Schröder, Fr. Gisela Topp, Fr. Konradine Lddige, Fr. Maria Lddige, Fr. Karola Sigges, Fr. Luise Sievers, Fr. Christa Pohl und Fr. Maria Walbaum.

Der Sonntag begann mit den Ständchen für König, Königin und einzelne Offiziere des Bataillons. Mittags wurde wieder angetreten, feierlich wurden König und Königin im blumengeschmückten Wagen abgeholt und nach einer Parade auf dem Marktplatz ging es zum Schützenplatz, wo sich im Saal und Zelt ein prächtiges Fest entwickelte.

Auch der Montag stand noch im Zeichen des Schützenfestes. Am Vormittag versammelten sich die Kompanien zum Frühstück in ihren Stammlokalen. Mittags ging es wieder geschlossen zum Schützenplatz, wo nun auch die Kinder beim Karussellfahren zu ihrem Recht kamen. In bester Stimmung und froher Laune klang das Fest mit einem gemüthlichen Ball, und dem traditionellen Walzer „Dreimal um den Kump herum“, aus.

Vorbei sind die Tage, worauf man sich solange gefreut! Verleihen wir nun, das graue Alltagsleben, aus der Fülle der Festerinnerungen schöpfend, angenehmer zu formen. Der echte Geist der Gemeinschaft, den wir an den Festtagen so schön erleben und der hoffentlich sich auch im privaten Leben weiter auswirkt, wird allen dabei behilflich sein.

Stadt, Kreis und Provinz

Steinheim, den 28. Juni 1939

Gesetz dir's selbst, wenn du gefehlt;
 Füß nicht, wenn Einsicht kam,
 Zum falschen Weg, den du gewählst,
 Auch noch die falsche Scham.

Gedenktage für den 28. Juni.

- 1577: Der Maler Peter Paul Rubens in Siegen, Westfalen geb. (gest. 1640). — 1675 (18. Juni, alten Stils): Sieg des Großen Kurfürsten über die Schweden bei Fehrbellin. — 1813: Der preussische General Gerhard von Scharnhorst in Prag an einer bei Großhärchen erhaltenen Wunde gest. (geb. 1755). — 1914: Erzherzog-Bräutigam Franz Ferdinand von Oesterreich-Este ermordet (geb. 1863), und seine Gemahlin, Herzogin Sophie von Hohenberg, in Sarajevo.

Die Deutsche Arbeitsfront — NS.G. „RdF“.

Infolge Wegzuges des Ortswarts, Pa. Wienand, ist der Pa. Boot (Kreisparkasse Steinheim) mit der Uebernahme der Geschäfte beauftragt worden. Alle Volksgenossen werden gebeten, in allen Fällen, wie über beabsichtigte Reisen usw. sich an Pa. Boot zu wenden.

Brilon, 27. Juni. Der Kaufmann F. Schleich hat auf der Bahnhofstraße ein neues Geschäftshaus erbauen lassen. Beim Einsetzen der Schaufensterscheiben ging sie in Trümmer. Kaum war sie durch eine neue ersetzt worden, da gab es durch einen nächtlichen Unfall schon wieder einen Bruch. Am Donnerstag wurde nun die dritte Scheibe in kurzer Zeit eingeseigt, aber schon am Freitag morgen kaufte ein Auto infolge Verlagens der Bremse in das Fenster und machte natürlich „gründliche Arbeit“. Wenn das kein Glück bringt?

Detmold, 27. Juni. Worüber sich Hunderttausende immer wieder den Kopf zerbrechen, nämlich über den todsicheren Typ für Pferderennen, das hatte der 29-jährige Heinrich M. hier endlich gelöst. Er hatte nämlich entdeckt, daß die Quoten in einem Bielefelder Wettbüro eine halbe Stunde eher bekannt waren als hier, ließ sie sich von seiner Frau telefonieren und setzte dann noch im letzten Augenblick „Sieg“, was natürlich für ihn kein Risiko mehr war. Mittlerweile aber kamen dem Wettbüro diese „todsicheren Tips“ verdächtig vor, es stellte Strafantrag und jetzt hatte sich M. vor Gericht zu verantworten. Er kam mit einer Gefängnisstrafe von 4 Monaten davon.

Gedenke, daß du ein Deutscher bist

Das deutsche Volk hat unzählige Spuren in das Antlitz der Mutter Erde gegraben, und in etwa 90 Siedlungsgebieten sind 20 Millionen deutsche Menschen über alle Kontinente verstreut und haben dort Pionierarbeit geleistet, sind, wo sie auch auftraten, Kulturbringer gewesen. Aber immer haben sie zugleich auch immer im Kampfe um die Erhaltung ihres Volkstums gestanden. Sie sprachen die Sprache der Heimat, sangen die alten deutschen Lieder, ihr Sinnen und Trachten war deutsch und deutsch ihre ewige Sehnsucht und Liebe zu dem Mutterlande.

Wir aber, die wir in der Heimat geschäftlich in einem geschlossenen Reichsgebiet saßen, haben früher viel zu wenig an diese Volksdeutschen außerhalb der Reichsgrenzen gedacht. Erst das Erwachen der Nation unter der Führung Adolf Hitlers und der sieghafte Kampf um die Errichtung des Großdeutschen Reiches haben mit einem Schlage in uns ein großes gesamtdeutsches Bewußtsein wachgerufen.

Endlich hat sich die deutsche Volkheit gefunden, endlich sind wir durchdrungen von dem erhabenen Gefühl, daß es in der ganzen Welt keinen Deutschen gibt, der verlassen ist. Jeder Schimpf, der ihm angetan wird, ist eine Beschimpfung des ganzen Volkes, jedes Reich, das man ihm zufügt, ist unser Leid. Dieses unser gesamtdeutsches Empfinden zu Tat werden zu lassen, ist die Aufgabe des DVA. Werben kommt er zu euch und ihr sollt opfern, sollt opfern aus Deutschbewußtsein heraus, denn hier geht es nicht um ein Almosen für die Auslandsdeutschen, sondern um die Weltgeltung und die Behauptung des Deutschtums in der Welt überhaupt. So siehe mahnend vor jedem heute das Wort des Großen Kurfürsten: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!“ J. B.

ff. Wie alt werden Flöhe? — Auch ein Versicherungsproblem. — Die englische Versicherungsfirma Lloyds hat viel der Neelame zu verdanken, die darin liegt, daß sie sich errietet, Versicherungen gegen jeden nur irgendwie erdenklichen Schadensfall zu übernehmen. Wenn solche ausfallenden Versicherungsverlangen an sie herantreten, gerät die Gesellschaft allerdings oft in ziemliche Schwierigkeiten bezüglich Festsetzung der Prämien. So hatte die Firma neüts dagegen einzuwenden, die 30 „Arifien“ eines Floh-zirkusbesizers für den Sterbefall zu versichern. Wie hoch waren aber die Prämien zu bemessen? Sterblichkeits-tafeln für Flöhe fehlen bisher und auch Berechnungen darüber, welches Durchschnittsalter diese „Wutsauger“ zu erreichen pflegen. Lloyds hat eine recht hohe Prämie festgesetzt: 20 englische Pfund pro Tag für Flöhe im Werte von jeweils 100 Pfund!

ff. Der unsichtbare Schutzmann. Der „unsichtbare Schutzmann“ ist eine originelle Luftschutzmaßnahme, die dieser Tage in der englischen Hauptstadt praktisch erprobt worden ist. Sachverständige hatten sich über die Lösung der Frage den Kopf zerbrochen, wie es möglich wäre, im Falle einer Verdunkelung den Verkehr durch einen Polizisten regeln zu lassen. Ständen Verkehrs Polizisten an unbelichteten Stellen, waren ihre Signale schwer zu erkennen. Strahlte man sie mit dem Licht von Scheinwerfern an, hob man Sinn und Zweck der Verdunkelung auf. Bei einer kürzlichen Luftschutzübung hat man nun zum erstenmal den Verkehr durch einen „unsichtbaren Polizisten“ regeln lassen. Dieser Schutzmann wird mit ultraviolettem Licht angestrahlt, das ja bekanntlich nicht sichtbar ist. Sein Hock und sein Helm sind mit einer besonderen Farbe bestrichen, die beim Auftreffen von ultravioletten Strahlen bläulich schimmert. Der Kraftfahrer sieht also in der Dunkelheit bläuliche Arme, die ihm den richtigen Weg zeigen. Nach englischen Zeitungsmeldungen sieht dieser Polizist wie eine „geisterhafte Vogelscheuche“ aus.

Reichslosterie der NSDAP.

für nationale Arbeit

Reichslosterie 50

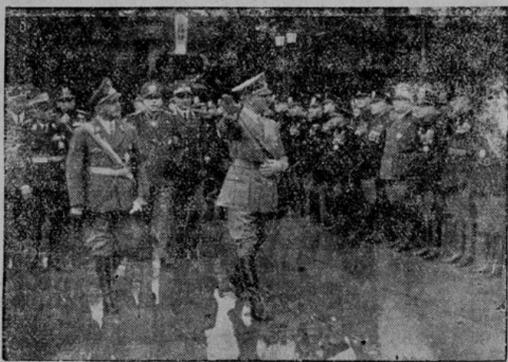
670 000 GEWINNLOSE 2.400 000 GEWINNER

RM 5 900 000

SOFORTIGER GEWINNENTSCHEID

Verleger und Hauptvertriebsleiter: Carl Simonowski Steinheim. Verantwortlich für den gesamten Textteil: Carl Simonowski Steinheim. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Josef Simonowski. Druck und Verlag: Buchdruckerei Carl Simonowski, Steinheim, H. V. 39 655. Nur Zeit für Anzeigen-Vertriebsstelle Nr. 3 gültig

Unsere Zeitung erscheint morgen zur gewohnten Stunde.



Italienische Frontkämpfer vor dem Führer. Der Führer schreitet mit Gauleiter Adolf Wagner und dem Präsidenten des italienischen Nationalverbandes der Kriegsverletzten und Invaliden, Carlo Delcroix, die Front der auf dem königlichen Platz in München angetretenen 500 italienischen Frontkämpfer ab. (Weltbild - M.)

Handelsteil Aktien uneinheitlich

Berlin, 26. Juni 1939

Die Aktienmärkte boten zu Beginn der neuen Woche ein den Vortagen gegenüber kaum verändertes Bild. Allerdings lagen namentlich die sogenannten schweren Werte um Prozentbruchteile über den Sonnabendschließkursen. Der wieder ziemlich schwache Kassamarkt wirkte sich naturgemäß auf den variablen Verkehr steigend aus, so daß die anfangs erzielten kleinen Gewinne später verloren gingen. Die Umsätze waren wieder äußerst bescheiden.

Von Montanwerten waren Ver. Stahlwerke zunächst um 1/4% gebessert, büßten diesen Vorsprung später wieder ein und gaben darüber hinaus noch 1/4% her. Sehr ruhig lagen Braunkohleaktien und Kaliwerte. Am chemischen Markt wurden Farben unter Berücksichtigung des Dividendenabschlages um 0,82 1/2% höher mit 144 bewertet, wobei zum ersten Kurs circa 100.000 RM umgingen. Im Verlauf ging die Notiz auf 143 1/2% zurück. Bei den Elektro- und Versorgungswerten stiegen AEG mit einer Einbuße von 1/4%, dagegen ESB, Schellen mit einem Gewinn von 1% und Rheag mit plus 2 1/2% auf. Von Maschinenbauwerten waren Berliner Maschinen und Deutsche Waffen gesucht und 1% bzw. 1/2% höher. Sonst sind noch Schubert u. Salzer mit plus 1%, Bremer Woll mit plus 1 1/4%, dagegen Wemberg mit minus 2% als kräftiger verändert zu nennen. Von Einheitswerten zeigten Banken so gut wie gar keine Abweichungen. Am Rentenmarkt stellten sich Reichsaufbehaltszinsen zuletzt auf 131,70 (131 1/2%), die Gemeindeforschulungsanleihe auf unverändert 93,65, Steueranleihe II auf circa 97,825 (97,85), dito Juli auf 97% (97,90) und dito I auf 103,15 (103,25). Kassanoten waren gehalten. Am Geldmarkt stiegen die Blankotagesgeldsätze auf 2% bis 2 1/2%.

Aus aller Welt

Zwei Todesopfer einer Explosion. In Schmiedeberg im Sudetengau hat sich beim Ladnischen in einer Knopfabrik eine schwere Explosion ereignet. Die aufstrebenden Flammen erschlugen zwei in der Nähe befindliche Männer und eine Frau. Alle drei erlitten furchtbare Verbrennungen. Eine 28 Jahre alte Frau und einer der Männer — es handelt sich um deren Bruder — sind den Verbrennungen erlegen.

Raubüberfall auf ein Juwelergeschäft. Die 63jährige Witwe Margarethe Wietander, Inhaberin einer Uhren- und Goldwarenhandlung in Königsberg, wurde in dem hinter dem Laden gelegenen Zimmer ihrer Wohnung auf dem Fußboden liegend mit schweren Kopf- und Gesichtsverletzungen vorgefunden. Nach den bisherigen Feststellungen handelt es sich um einen schweren Raubüberfall, verbunden mit versuchtem Mord. Die Frau schwelgt in Lebensgefahr. Die Ladentasse und eine große Menge Gold- und Silberwaren sowie Uhren sind geraubt worden.

Schwarzwalddorf von Windhose schwer heimgesucht. Der in einem Schwarzwalddal gelegene kleine Ort Oberalpfen bei Waldsüt wurde von einer Windhose überzogen. Von den 100 Häusern des Dorfes wurden drei Viertel abgedeckt. Auch ist der größte Teil der Bäume entwurzelt.

Explosion in einer Bar. In einer Bar in Bordeaux ereignete sich eine Explosion, durch die das Gebäude vollkommen zerstört wurde. Zehn Personen wurden mehr oder weniger schwer verletzt.

Geheimnisse der Papiermachereikunst

Eine Papiermühle über 400 Jahre im Betrieb.

Die in der Gegend des Altwatergebirges gelegene Ullersdorfer Papiermühle kann sich rühmen, zu den ältesten Papierfabriken des Reiches zu gehören. Sie ist wahrscheinlich die einzige Papierfabrik, die noch heute in ihrer Anlage und Einrichtung wie auch in der Erzeugungsart nach alter Weise Papier macht.

Nach alten Schriftstücken, deren Papier das Wasserzeichen der Ullersdorfer Papiermühle trägt, kann man die Gründungszeit annähernd erraten. Das älteste Schriftstück mit diesem Wasserzeichen stammt aus dem Jahre 1520. Es ist aber bestimmt anzunehmen, daß die Papierfabrik damals schon mindestens ein halbes Jahrhundert bestanden hat. Eigentümer waren die Erbherrn von Zerotin. Das Wasserzeichen bestand in steigenden doppel-schwänzigen Löwen aus dem Wappen dieser Adelsfamilie. Die Herren von Zerotin waren Schirmherren der märkischen Brüder, die sich vor den Verfolgungen ins Altwatergebirge zurückgezogen hatten. Als Vertreter neuer Kulturanschauungen und Geistesrichtungen waren sie Förderer der damals noch jungen Buchdruckerkunst und daher auch des Papiermacherhandwerks.

Viele Bräuche und merkwürdige Vorgänge innerhalb des Papiermacherhandwerks sind zuverlässig erhalten. Kaiser Josef schätzte den Buchdruck und die Papiermachereikunst so, daß er den Meistern das Privilegium verlieh, einen Regen und einen Stod mit silberner Knöpfe zu tragen. Auch in Ullersdorf waren die Papiermacher sehr geachtet. Sie hatten das Recht, in der Schloßkapelle vom Chöre aus der Messe beizuwohnen.

Beachtenswert sind Vorgänge im Papiermacherhandwerk, die sich mit den Fortschritten der Büttentechnik beobachten lassen. So hatte man zum Beispiel in der berühmten Papiermühle zu Zglau eine neue Erfindung gemacht, welche darin bestand, daß man das Papier nicht mehr mit einem Steine glättete, sondern mittels eines Hammers. Die mit dem Steine arbeiteten, hießen Glätter und trugen eine dunkelblaue Schürze; die mit dem Hammer arbeiteten waren „Stamper“ mit einer grünen Schürze. Sie waren gegenseitig arg feindlich. Ein Glätter nahm und fand keine Arbeit in einer Stampermühle, ein Stamper keine in einer Glättermühle. Die Ullersdorfer Papiermühle war eine Stampermühle. Die Papiermacher trugen daher grüne Schürzen, stam einmal ein Papiermacher von auswärts, so gab er bei Ankunft einen Pistolenschuß ab. Er wurde von den Gesellen in die Papiermühle eingeholt, mit einem Abendessen bewirtet und blieb über Nacht. Am nächsten Tag mußte er zunächst einmal ein „Kuchst“ schöpfen und eines „gautschen“, d. h. eine bestimmte Menge Papier herstellen. Dann geleiteten ihn die Gesellen ein Stück des Weges zum Drie hinaus.

Die höchste Blüte dürfte die Ullersdorfer Papiermühle in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erreicht haben. Als das Maschinpapier in aller Welt siegreich vordrang, ging die Papiererzeugung rasch zurück. Es wurde zeitweise sogar nur mehr auf einer einzigen Bütt geschöpft. Die Papierfabrik wurde teilweise in eine Leinwanderei umgewandelt. Aber es kamen doch bald wieder bessere Zeiten. Die nordmährischen Leinwandzeugnisse waren ihrer hervorragenden Güte wegen weithin bekannt und es entstand eine große Nachfrage danach. Ein Zeichen, daß die Leinwand wirklich aus Mähr.-Schönberg stammte, bestand darin, daß sie in Papier mit dem Ullersdorfer Wasserzeichen eingepackt war. Infolgedessen stieg mit dem Emporkommen der Schönberger Leinwandherstellung auch die Papierherstellung in Groß-Ullersdorf.

Das Schöpf- und Büttentpapier war wohl als besonders dauerhaft bekannt, aber teuer. Nur zu Dokumenten, Akten, Matrikeln, Grundbüchern usw. fand es Verwendung. Im Gegensatz zu dem Maschinpapier, welches auf heißen Rollen getrocknet wird, trocknet man das Schöpfpapier, wenn das Wasser ausgepresst ist, über Stangen auf hohen Dachböden, durch welche alle Papierfabriken dieser Art feuchtlich sind. Lange Dachunterbrechungen lassen den Wind durchstreichen. Das Papier, welches im Winter getrocknet wird, friert natürlich und trocknet langsam. Durch das Gefrieren wird es aber poröser und durchlässiger. Dieser Vorgang macht das Winterpapier besonders zu Filtrierzwecken geeignet. Mit dem Aufblühen der Chemie war damit ein neuer Zweig der Papiererzeugung erschlossen. Er sicherte das alte Verfahren um so mehr, als von Chemikern dieses Papier besonders bevorzugt wurde. Ullersdorfer Filtrierpapier ging über See nach Amerika, England, Afrika, Australien und Japan.

Der Sprung ins Wasser

O Der Sommer ist schön, wenn die Sonne scheint, und noch schöner ist er, wenn man dann gerade Urlaub hat. So ein Markt durch den grünen Wald bietet schon seine Reize, besonders wenn man auf einen See lossteuert, der ganz im Walde liegt, in dem man herrlich baden kann. Da nimmt man es schon in Kauf, wenn der Rucksack ein wenig drückt und der Schweiß allmählich den Körper hinunterläuft. Bald wird der See erreicht und alle Mühsal im kühlen Wasser vergessen sein!

Es ist gut, an dieser Stelle einen Augenblick des Nachdenkens einzuschalten. Baden im freien Wasser ist schön, daran besteht kein Zweifel. Aber hat man nicht schon gehört von Leuten, die auszogen, ein kühles Bad zu nehmen und dann abends tot nach Hause gebracht wurden? Das stimmt schon, trotzdem braucht man deswegen nicht die Freude am Bad zu verlieren. Man muß nur einige Dinge beachten, dann geht es bestimmt nicht schief. Erstens nicht in erhittem Zustand ins Wasser springen! Zweitens ist das Hineinspringen mit dem Kopf voran sowieso nicht zu empfehlen, wenn man die Badestelle nicht genau kennt. Es können Schlingpflanzen am Grunde wachsen, der Grund kann auch moorig sein, außerdem können Steine und Splitter im Wasser liegen. Zum letzten soll man sich im unbekanntem Gewässer nicht leichtfertig auf seine Kräfte und Schwimmkünste verlassen. Strudel und Strömungen sind eine böse Sache. Baden? Ja, recht oft sogar, aber immer mit Verstand! (fg. MZ.)

Die Einrichtung der Ullersdorfer Papiermühle ist im wesentlichen die gleiche wie vor Jahrhunderten. Nur einige unwesentliche technische Veränderungen hat die neue Zeit veranlaßt. Nichtsdestoweniger sind auch die alten nicht mehr verwendbaren Einrichtungsstücke, Leinwandpressen, Glätter, Stamper, Stempel, Befestigungsschrauben usw. bis auf den heutigen Tag erhalten.

All das ist möglich

Verurteilt wegen — Fluchens!

Trotz der sich immer verstärkenden öffentlichen Kritik hat sich England bisher noch nicht entschließen können, einmal sein in unzählige Einzelbestimmungen zerstückeltes Recht zusammenzufassen und von altem „Gerümpel“ zu befreien. Man hält sich nach wie vor an den verstaubten, „mottenseresfressenen“ Gesetzesvorschriften fest, die man durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart durchgeschleppt hat. Ja — die Zeitungen berichten immer wieder von Gerichtsverhandlungen, die tatsächlich noch Urteile auf Grund von Gesetzen fällen, die viele hundert Jahre alt sind, auf Grund von Gesetzen, bei deren Erlaß die Erfordernisse unseres Zeitalters des Flugzeugs und des Rundfunks natürlich noch nicht berücksichtigt werden konnten.

Einige Beispiele mögen illustrieren, welche seltsamen Gesetzesvorschriften der englische Richter theoretisch noch heute anwenden müßte. Nach einem Gesetz aus dem Jahre 1500, das bis zum heutigen Tage noch niemals aufgehoben worden ist und demnach sich noch in voller Gültigkeit befindet, kann gegen jeden Engländer mit Gefängnisstrafen vorgegangen werden, der am Sonntag nicht in die Kirche geht. Millionen ehrbarer Bürger, die ihr Wochenende zu einem Ausflug benutzen, machen sich also eines kriminellen Vergehens schuldig, ohne natürlich davon etwas zu ahnen. Noch seltsamer wirkt es, wenn auf Grund solcher alten Gesetze tatsächlich eine Verurteilung erfolgt. So wurde vor einiger Zeit ein Arbeiter in Manchester zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er auf einer öffentlichen Straße — fluchte! Es gibt nämlich ein Gesetz gegen das Fluchen, das aus dem Jahre 1745 stammt. Der Arbeiter ist übrigens, wie sich herausstellte, zu hart angefaßt worden, denn für die gegen ihn verhängte Strafe hätte er tatsächlich fünfmal fluchen dürfen. Dieses heute noch gültige Gesetz differenziert die Strafen für das Fluchen übrigens je nach dem Stande des Beschuldigten. Ein einfacher Arbeiter z. B. muß für ein einmaliges Fluchen mit 1 Schilling Strafe belegt werden, ein „gentleman“ dagegen mit 5 Schilling. Nach einem anderen Gesetz darf kein englischer Staatsbürger an einem Mittwoch Fleisch essen. Wollte man sich nach diesen Gesetzen richten, dürfte an Sonntagen auch keinerlei Sport getrieben werden. Selbst das harmlose Tennis- oder Fußballspiel würde gegen die gesetzlichen Vorschriften verstoßen.

Statt besonderer Anzeige!

+

Nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse entschlief heute abend nach langem, mit großer Geduld ertragenem Leiden unser lieber guter Bruder, Schwager und Onkel

Gustav Ludolph

im 40. Lebensjahre.

In tiefer Trauer:
Geschwister Ludolph
und Angehörige.

Steinheim, den 26. Juni 1939.

Die Beerdigung findet am Donnerstag nachmittag 4 Uhr vom Trauerhause, Im Ort 116, aus statt.

Strümpfe, Kniestrümpfe, Söckchen kauft man gut bei **Stapp** Steinheim Westf.

Westfalentag

1939

Minden 7.-9. Juli

6. 7. Vortrag Landeshauptmann Kolbow im Univercium

9. 7. Grobkundgebung mit Gauleiter und Oberpräsident Dr. Meyer in der Adolf-Hitler-Kampfbahn

Großer Festzug durch die Stadt Minden/Wolksfest auf Kanzlers Weiden, Riesenfeuerwerk/Tanz und Volksbelustigung/Ausstellungen

Nachruf!

Am Dienstag verstarb nach langem Leiden

Hg. Gustav Ludolph

Wieder riß der Tod eine Lücke in die Reihe unserer älteren Parteigenossen. Trauernd senken wir die Fahnen!

NSDAP, Ortsgruppe Steinheim
Weiershaus, Ortsgruppenleiter.

Antreten der Politischen Leiter in Uniform 3.30 Uhr am Heim der NSDAP.

Kirchen-Kalender

Fest der Apostelkürsten Petrus und Paulus.
Katholische Pfarrkirche in Steinheim.

6. 15 Uhr: Hl. Messe mit kurzer Ansprache.
7. 15 Uhr: Kindermesse.
8. 15 Uhr: Frühmesse mit Predigt.
10. 10 Uhr: Hochamt mit Predigt und Segen.
20. 10 Uhr: Vesper.

Katholische Kirche in Rolfsen.

7. 10 Uhr: Frühmesse mit Predigt. 9. 30 Uhr: Hochamt mit Predigt und Segen. 13. 30 Uhr: Festandacht.

Im Walde nicht rauchen!

Steinheimer Zeitung

Nr. 147

Steinheim, Mittwoch, 28. Juni 1939

2. Blatt



Die blaue Stunde

Roman von Hans Gustl Kernmayr

Copyright by Antiquaris-Verlag, Berlin SW 68

„Ich kann mir nicht helfen — aber ich habe das bestimmte Gefühl, daß die unbekannte Patientin, der wir unser Mitleid zuwenden, eine gerissene Schwindlerin ist!“

Diese Worte, pastoral gesprochen, klangen durch das langgestreckte, von einer Holzbarriere geteilte Verwaltungsbüro des Ludgerus-Sanatoriums. Der Sprecher, Verwalter Franz Silberius, ein seit langem dort beschäftigter, nicht gerade mit übermäßiger Schönheit bedachter Mann, starrte dabei auf das Bücherregal, um nicht dem vor ihm stehenden Chef des Krankenhauses, Doktor Hartleb, in die Augen sehen zu müssen.

Professor Hartleb, von seinen weiblichen Patienten und auch von vielen Damen der Gesellschaft der „schöne Doktor“ genannt, war ein Mann zwischen achtunddreißig und zweiundvierzig Jahren, dem ein großer Ruf als Chirurg und Operateur vorausging. Sein Mut und seine ruhige Hand waren schon gerabete Sprichwörter geworden. Wenn Kollegen sich an eine gefährliche Operation nicht mehr herantrauten, dann war es Hartleb, der sich sofort zur Verfügung stellte. Auf die Frage, worauf sein großer Erfolg bei den Operationen beruhe, gab er zur Antwort:

„Ich operiere nie um des Operierens willen, sondern um dem Patienten zu helfen, um ihn zu retten.“

Im Ludgerus-Sanatorium war noch keine junge Ärztin und noch keine Krankenschwester gewesen, die nicht im Innersten ihres Herzens entbedt hätte, daß sie in Professor Hartleb ein wenig verliebt sei. Hartleb betrieb in seiner freien Zeit Sport, hielt als Junggehilfe ein offenes, gastfreies Haus, nahm Einladungen an, hörte sich die stammelnden Geständnisse unverständiger Frauen an, ja oft lange an Krankenbetten der Patienten und versuchte, zerrüttete Ehen wieder ins rechte Geleise zu bringen.

Silberius predigte noch immer, daß man dieser unbekannt Kranken auf Zimmer 136 nicht trauen dürfe. Nur der Klang dieser Worte streifte noch Hartlebs Ohr, den Sinn hörte er schon lange nicht mehr. Er schaute durch die blank gepulsten, mit kleinen Gardinen bespannten Fensterscheiben in den herbstlich gefärbten Krankenhausbau. Einzelne zusammengerollte, zum Sterben bereit Blätter wirbelten vor seinen Augen langsam der schwarzen, naßkalten Erde zu. Die elektrische Uhr an der Wand tickte. Von Sekunde zu Sekunde richte der Zeiger weiter. Gleich würde der große Zeiger die siebente Stunde anzeigen. Die Sonne war im Untergehen, die Nacht noch nicht herausgefliegen. Die Dämmerung erfüllte allmählich das Büro. Hartleb, gefangen von dieser blauen Stunde, die überall eindrang, riß seine träumenden Augen auf, als eine andere Stimme an sein Ohr drang, die Schwester Olgas. Sie berichtete von der unbekannt Patientin.

Zwei Passanten brachten die ohnmächtige, fast leblose Frau in das Aufnahmezimmer. Ich dachte zuerst an Schwangerschaft und Frühgeburt und wollte sie gleich nach Station III transportieren lassen. Unser Gynäkologe Doktor Koldoni stellte aber sofort fest, daß keine Schwangerschaft vorlag, sondern nur Ohnmacht infolge Erschöpfung und Unterernährung. Weber in der Handtasche, die mit eingeliefert wurde, noch in den Kleidern konnte irgend etwas über die Person der Patientin festgestellt werden. Auch kein Monogramm befand sich in der Wäsche. Einige Nickel- und Silbermünzen waren in der äußeren Tasche des Sportjackets. Die Kleider mußten von einem erschaffenen Schneider stammen, denn Stoff und Schnitt sind gut, auch die Wäsche ist aus feinsten Seide. Ich möchte mich den Befürchtungen des Herrn Verwalters nicht direkt anschließen. Aber ich erinnere mich, daß vor fünf Jahren eine große internationale Hochstaplerin sich durch einen vorgekauften Ohnmachtsanfall in ein Münchener Sanatorium eingeschlichen hatte, um ihre Spuren zu verwischen.“

Professor Hartleb machte eine Handbewegung, die Schwester Olgas weitere Ausführungen abschnitt.

„Wer wird gleich an das Schlimmste denken! Ich habe festgestellt, daß die Patientin ein sehr bemitleidenswertes Geschöpf ist, und daß sie sehr krank ist. Sie muß auch einen großen Schreck erlebt haben. Als sie für Sekunden zur Bewußtlosigkeit kam und mich anstarrte, sah ich in ein Paar Augen, die Furchterliches gesehen haben müssen.“

Silberius knöpfte sich sein enges, doppelreihiges Jackett auf und zu, laute an seinen Schnurrbartspitzen, die ihm über den Mund hingen, eine Anwesenheit, die

seine Nervosität anzeigte, und fragte, als sei es das Natürlichste von der Welt:

„Was soll ich der Polizei melden?“

Hartleb trat einen Schritt vor, so daß er vor Silberius stand, ohne jedoch durch die eingetretene Dunkelheit sein Gesicht erkennen zu können.

„Was soll die Polizei? Was wollen Sie ihr sagen?“

Der Verwalter trat von einem Fuß auf den anderen, schaute dann zur Decke des Zimmers und flötete:

„Ich habe die Polizei verkündigt, weil... ich dachte, daß die Unbekannte eine Schwindlerin sein könnte, und das Sanatorium soll doch nicht in Verfall kommen...“

Hartleb ließ Silberius nicht weitersprechen.

„Hören Sie auf mit Ihrem Gekammel! Schämen Sie sich! Sie wollen ein christlicher Mann sein!“

Silberius, ich habe das bestimmte Gefühl, daß Sie zwischen Krankheit und Geld keinen Unterschied machen. Sie haben wohl Angst darum, wer die Kosten für die unglückliche Patientin bezahlen wird, wenn sie hier im Sanatorium längere Zeit liegen müßte!“

Bei diesen Worten zog Professor Hartleb seinen weißen Mantel an und machte einige Schritte zur Tür hin. Die beiden Assistenzärzte begleiteten ihn. Bevor Hartleb die Türklinte in die Hand nahm, drehte er sich um und sagte in bestimmtem Ton:

„Wenn die Polizei kommt, die Sie, ohne mich zu fragen, bestellt haben, dann schicken Sie die Herren zu mir. Die Patientin bleibt. Verleihen Sie mich richtig, Herr Silberius und auch Sie, Schwester Oberin“ — Hartlebs Stimme klang jetzt metallisch hart — „sämtliche Kosten für die Patientin auf Zimmer 136 werde ich tragen.“ — Wenn Sie, Herr Verwalter, Ihre Kompetenzen überschreiten, werde ich beim Kuratorium um Ihre Entlassung einkommen.“

Nach einer Pause, die kaum eine Sekunde währte, änderte Professor Hartleb seine Stimme. Der energische Ton war verschwunden. Freundlich, wie er sonst stets war, bat er Schwester Olga und seine Assistenten:

„Ich glaube, es ist Zeit zur Abendvisite.“

Die vier Personen verließen das Verwaltungsbüro.

Zurück blieb, mit erstarrtem Blick auf den grauweißen Delleck an der zuschlagenden Tür, Franz Silberius. Er sah auf die Reihe der großen Verwaltungsschreibtische. Am Tage zwischen acht Uhr früh und fünf Uhr abends saßen dort sechs Herren, schwächliche kleine und große dicke Geschöpfe, die in der Schule etwas erlernt hatten: Rechnen und Schreiben, und die seine Untergebenen waren. Unter seinen Augen mußten sie multiplizieren und addieren, Konten anlegen, über Soll und Haben Bescheid wissen, Rechnungen für die Patienten oder Krankentafeln ausstellen. Unter seiner Leitung wurde mit Oberschwester Olga und dem jüngsten Hospitantenarzt der Küchenzettel zusammengestellt. Täglich wurden unter seiner Oberaufsicht Hunderte von Patienten betreut. Und vielleicht in einigen Wochen werden die sechs Herren ins Büro kommen, werden erfahren, daß der Chef des Sanatoriums, Professor Doktor Hartleb, das Kuratorium um seine — Silberius' — Entlassung gebeten hat. Seine Untergebenen werden tuscheln, flüstern und sich freuen. Um diese Abendzeit sitzen diese sechs von ihm bezahlten und beobachteten Schreiberseelen vielleicht bei ihren Frauen oder Geliebten oder im Kino, oder sie treiben Sport. Sie wissen es noch nicht, daß der allgewaltige Silberius gestürzt werden wird. Silberius griff mit beiden Händen an seinen Hals. Er bekam keine Luft. Der Kragen schien ihm zu eng. Er steckte die Finger seiner behaarten Hand zwischen Hals und das steife Leinen und riß den Kragen auseinander. Nun war ihm leichter, er hatte wieder Luft. Er sollte aus diesen für ihn heiligen Räumen für immer hinaus — er, der jeden Tag bis spät im Büro geblieben war. Hier war er der Herr gewesen. Er konnte in den vielen Gängen, Krankensälen, durch die Küchen und Keller und Dachkammern umherstolzieren, niemand konnte es ihm verwehren. Die Schwestern, die Krankenpfleger, das Dienstpersonal mußten ihn, den Herrn Verwalter, grüßen. Das sollte nun alles zu Ende sein. Er dachte an seine Wohnung, an die düsteren Zimmer, an die Fenster mit grellen Gardinen, an die Möbel, die kalten, lieblosen, schon von seinen Eltern nicht geliebten Stühle und Betten. Keine Frau, keine Kinder sprangen ihm freudig entgegen, wenn er nach Hause kam. Er war ein Einsamer, ein

Sonderling, ein Hagestolz. So nannten ihn die Hausgenossen und Wohnungsnachbarn in der Spörgasse im Zentrum von Berlin, wo er wohnte. Nur Frau Buberki, eine geborene Schiistat, aus Schlesien, die Witwe eines konzessionierten Litzgröbverschleißers, hatte Mitleid mit ihm. Vielleicht war es gar nicht Mitleid, vielleicht war es mehr Verechnung. Sie sollte, so war es Silberius einmal zu Ohren gekommen, von einem Tag zum anderen darauf warten, daß er sich zu einer Heiratserklärung aufschwang. Dafür überwachte sie alle Woche einmal die Reinigung seiner Wohnung. Die Vorhänge an den Fenstern hatte sie aus Bosheit seit zwei Jahren nicht mehr gewechselt, weil er sich nicht entschloß, ihr den Heiratsantrag zu machen.

Silberius hatte für seine Wohnung nie viel übrig gehabt, er kannte sie kaum. Früh fuhr er mit der Straßenbahn nach dem Sanatorium am Reichstanzlerplatz, und spätabends fuhr er die gleiche Strecke zurück. Hin und wieder las er abends im Bett Abschnitte über den Dreißigjährigen Krieg aus einem zwölfbändigen Werk, das sein Vater ihm hinterlassen hatte. Dieser war langgelebter aktiver Waffenmeister beim Berliner Alexander-Regiment gewesen und hatte diese Bücher einmal von einem Vorgesetzten geschenkt bekommen. Vor Silberius' Augen stiegen die Personen des Kuratoriums auf, der Herr Geheimrat, der Herr Justizrat, der Konfistorialrat, der Bankier Flobeck und die vielen anderen aktienbesitzenden und tantemenehmenden Herren. Sie würden Herrn Professor Hartleb gern zu Diensten sein. Das Sanatorium hatte gute Einnahmen, seit diese berühmte chirurgische Kapazität Chefarzt war. Die Kuratoriumsmitglieder würden sich hüten, den Verwalter Silberius zu stützen, wenn er auch tüchtig für die Interessen der Aktionäre eintrat. Er hörte die Stimme des Herrn Synodus und Justizrats, wie er händerreibend und verlegen vor ihm stehen würde, um mit Bedauern die Entlassung auszusprechen. Er spürte die Freude, die der Buchhalter Kline und der Kassierer Kimmeler empfinden würden, wenn ersterer zum Oberbuchhalter und der zweite zum Buchhalter aufrücken würden. Der Stift Emil konnte von nun an seine Erlebnisse, die er in Borortinos sammelte, laut zum besten geben.

Auch an Oberschwester Olga dachte er. Die war die einzige, die sein Leben kannte und die vielleicht ihr Scheiden bedauern würde. Silberius und Schwester Olga wußten voneinander sehr viel. Er wußte von der großen Liebe, die Schwester Olga für Hartleb empfand, wußte, daß sie in ihn verliebt war und daß sie ernstlich hoffte, Frau Professor zu werden. Silberius wußte auch, daß Schwester Olga Hartleb jetzt mit Hastliebe verfolgte. Schwester Olga wiederum wußte von seinen heimlichen Träumen, einmal Leiter des großen Ludgerus-Sanatoriums zu werden. Der Verwalter und Schwester Olga hatten sich einmal in einer schwachen Stunde ausgesprochen und einander vieles erzählt, was sie nachher vielleicht bereut hatten. Silberius hatte auch einmal gedacht, Schwester Olga zu heiraten. Sie würden gut zusammen passen, er mit kaum vierzig und sie etwas über dreißig Jahre. Er hatte ihr auch schon sein Spartaftbuch gezeigt. Schwester Olga hatte aber um Bedenken gebeten. Sie hoffte heimlich immer noch auf Professor Hartleb.

Silberius spürte ein übles Gefühl im Magen, einen aufsteigenden Brechreiz. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie in die Finsternis:

„Nein! Nein! Freiwillig gehe ich von hier nicht fort! Freiwillig gehe ich nicht!“

Müde und dumpf ließ er sich in den ledergestülpten Stuhl fallen und starrte vor sich hin. Die Konturen des Schreibtisches verschwammen in der Dunkelheit. Seinen Schreibtisch wollte er verteidigen! Das Blut stieg ihm zu Kopf. Ein fürchterlicher Haß flammte in seinen Augen — Haß gegen Professor Hartleb!

II.

Im ersten Stock des Ludgerus-Sanatoriums lag am Ende des Korridors, nach der Parkseite, das Zimmer 136. Dort war die unbekannt Patientin untergebracht. Sie war um die Mittagszeit eingeliefert worden. Die Auslagen der Passanten, die die Ohnmächtige ins Krankenhaus gebracht hatten, stimmten überein. In der Nähe des Funkturms fiel plötzlich eine langsam dahingehende Frau

auf dem Gesicht wie ein Klotz um. Die Ohnmächtige wurde, da kein Schutzpolizist in der Nähe war, von Vorübergehenden aufgehoben und in das nahe Ludgerus-Sanatorium gebracht.

Professor Hartleb war um diese Zeit anwesend; es gelang ihm, die Ohnmächtige für wenige Sekunden zum Bewußtsein zu bringen. Sie wurde gebadet und mit einer kräftigen Brühe gelabt. Auf keine der Fragen, die er an die Eingelieferte richtete, bekam er eine Antwort. Der Pulsschlag war schwach. Sie, die Unbekannte, lag auf weißen Laten und Kissen. Durch das Fenster drang Mondlicht und beleuchtete das wachsbleihe, schön geschnittene Gesicht. Professor Hartleb stand vor dem Krankenbett und knipste das große Licht an. Die Patientin zuckte über die Helle erschreckt zusammen. Hartleb zog seine goldene Uhr, tastete nach dem Puls und zählte. Er mußte ein zweites Mal zu zählen beginnen — das Gesicht, das ihn anstarrte, verwirrte ihn. Nach genauer Untersuchung konstatierte er: Herz schwach, Lunge gesund, totale Erschöpfung. Mit weit offenen Augen schaute die Patientin dem Professor bei der Untersuchung regungslos zu.

Auf seine Fragen: „Wie heißen Sie? Woher stammen Sie? Wo wollen Sie hin? Wie heißen Ihre Eltern? Soll niemand von Ihrer Einlieferung im Sanatorium verständigt werden?“, bekam Hartleb keine Antwort.

Die Assistenzärzte berichteten ihrem Chef, daß sie schon am Nachmittag vergebens versucht hatten, die Patientin zum Sprechen zu bringen.

Hartleb diktierte Schwester Olga genaue Diät und Behandlung. Dann blieb er mit verschränkten Armen fast gedankenlos vor der Kranken stehen. Seltsam, dachte er, in ihren Augen stehen alle Antworten, nur kann ich sie nicht lesen. Professor Hartleb, der seine Patienten nie nach dem Äußeren beurteilt hatte, sah das klassische Gesicht, die glatte, marmorweiße Haut. Er, der große Chirurg, spürte zum ersten Male Unsicherheit. Verlegen wandte er sich mit Worten, die keine Erwiderung vertrugen, an seine beiden Assistenten und an Schwester Olga und bat sie, ihn mit der Patientin allein zu lassen. Die jungen Ärzte, die das Fieber kontrolliert und auf dem Kontrollzettel vermerkt hatten, verließen sofort das Zimmer. Schwester Olga ballte, ohne es zu wollen, krampfhaft die Hände — sie spürte den Schmerz. Das war Eifersucht. Mit einem bitteren Groll auf die Patientin verließ sie das Krankenzimmer. Wollte ihr diese Unbekannte den Mann nehmen, den sie liebte?

Professor Hartleb löschte das große Licht wieder aus, nahm aus seiner äußeren Rocktasche ein dunkelblaues Seidentuch und deckte damit die kleine Nachttischlampe zu, so daß das ganze Zimmer in einen bläulichen Schimmer getaucht war. Beide Hände in den Taschen seines weißen Mantels, stand er vor der Patientin, setzte sich dann auf den Bettrand und nahm die Hand der Kranken in die seine. Wie lange er so dagehessen hatte, wußte Hartleb später nicht. Es konnte eine Minute, es konnte auch eine halbe Stunde gewesen sein. Er verlor in einem Wahntraum. Ihm war zumute, als sähe er in einem Konzertsaal in der hintersten Reihe. Auf dem Podium waren Geiger, Bratschisten, Flötisten und spielten Beethoven. „Seid umschlungen, Millionen“ — diesen Chor hörte er ganz genau. Mit leiser, drängender Stimme fragte er erwachend:

„Wer sind Sie?“
Es war zum ersten Male, daß die Patientin auf seine Anrede reagierte. Raum merklich zuckte sie und versuchte, den vom Krampf zusammengepreßten Mund zu öffnen. Der Unterliefier fiel nach unten, die Zunge rang nach Worten, ein Nechzen und Stöhnen drang Hartleb entgegen. Aus fallenden Worten wurde ein müdes, verweifeltes Stöhnen:

„Ich weiß es nicht!“
„Sind Sie aus Berlin?“
„Ich weiß es nicht!“
Hartleb hörte die letzten vier Worte nicht, er konnte nur an den Lippenbewegungen der müden Patientin ablesen. Er fragte weiter:

„Haben Sie Eltern? Sind Sie verheiratet? Haben Sie einen Beruf?“
„Ich weiß es nicht!“
In Hartleb stieg Ärger auf. Er hörte Silberstus' und Schwester Olgas Worte: „Schwindlerin! Betrügerin! Diebin!“ Er wollte ihr schon ins Gesicht sagen:

„Spielen Sie uns kein Theater vor! Was haben Sie angestellt? Ist die Polizei hinter Ihnen her?“
Aber die große innere Kraft des guten Menschen, des wirklichen Arztes verhütete diesen Gefühlsausbruch. Vielleicht hatten dennoch seine Finger gesprochen, denn die Patientin zuckte und wollte ihre Hand aus der seinen ziehen.

„Habe ich Ihnen weh getan? Verzeihen Sie!“
Hartleb fühlte, daß sein sonst so klarer Kopf versagte. Seine Hände suchten einen Gegenstand, auf den er seine Schwäche ablenken konnte. Ein Buch lag auf dem Fensterbrett, ein alter, zerlesener Roman. Er schlug das Buch auf, hielt es der Patientin vor die Augen, fuhr mit dem Finger an den Zeilen entlang. Im Gesicht der Patientin ging eine Veränderung vor. Sie lächelte und las leise im schönsten Schriftdeutsch einen Satz nach dem anderen ab. Die Stimme war kaum hörbar. Professor Hartleb legte das Buch beiseite, zeigte auf den Klingelknopf und fragte:

„Was ist das?“
„Eine Klingel.“
„Was ist das?“
Er hielt seine goldene Uhr hin.
„Eine goldene Uhr.“
„Wissen Sie, wer ich bin?“
Wieder lächelte die Patientin.
„Sie sind Arzt hier.“
„Liebes Fräulein — oder liebe Frau ... Ich weiß ja nicht, wie ich Sie ansprechen soll ...“

Eindringlich war Hartlebs Stimme jetzt. Er näherte sich vorgebeugt der Patientin.
„Sagen Sie mir alles, was Sie bedrückt! Schenken Sie mir Ihr Vertrauen! Wir Ärzte haben Schweigepflicht. Niemand soll etwas erfahren, wenn Sie etwas zu verschweigen haben.“

„Herr Doktor“ — ganz zaghaft kam diese Anrede von

ihren Lippen — „ich habe nichts zu verschweigen.“
Ärgerlich stand Hartleb vom Bettrand auf.
„Aber Sie wissen doch, wo Sie jetzt sind?“
„Ja, in einem Krankenzimmer.“
„Parlez vous français?“
Hartleb wollte in einer anderen Sprache die Patientin zum Sprechen bringen.

„Oui!“ bekam er zur Antwort. „Ich spreche auch französisch.“

Und nun machte er den Versuch, in dieser Sprache die Vergangenheit der Patientin zu klären. Es kamen immer nur die vier Worte:

„Ich weiß es nicht.“
Professor Hartleb wollte an der Eitelkeit der Frau rütteln.

„Sind Sie schon fünfzig Jahre alt?“
Die Patientin lächelte und sprach verhalten:

„Wenn man fünfzig Jahre alt ist, ist man nicht mehr jung. Ich glaube, ich bin noch sehr jung!“

Hartleb gab das Fragen auf. Er erinnerte sich der Fälle, daß Menschen ihr Gedächtnis mit einem Schläge verloren hatten. Er wußte aber auch, wie schwer es für den Arzt ist, einen solchen Fall richtig zu beurteilen. Zu oft versuchten Schwindler und Betrüger, mit diesem Trick Polizei und Gerichte zu täuschen.

„Sind Sie Ihrem Mann davongelaufen?“
Spontan kam ihm die Frage. — Ihre Antwort: „Ich weiß es nicht!“, belustigte ihn schon.

„Mit einem Wort: Sie wissen nicht, was gestern war, aber Sie wissen alles, was jetzt ist. — Nun, ich weiß nicht, was bedauerlicher wäre, wenn Sie wirklich Ihre Vergangenheit vergessen haben oder wenn Sie eine Schwindlerin sind! Eines aber weiß ich genau: Sie sind krank und müssen ganz ruhig sein und alles das tun, was Ihnen die Ärzte, um Sie wieder gesund zu machen, vordrängen.“

Immer noch unzufrieden, daß es ihm nicht gelingen sollte, das Geheimnis um diese Patientin zu klären, versuchte es Hartleb noch einmal:

„Nennen Sie Berlin? Wie lange sind Sie schon hier in Berlin? Wo waren Sie gestern?“

Die Patientin richtete sich schwer aus den Kissen hoch, faltete wie zum Gebet ihre Hände. Hartleb sah schöne, schlank Finger, wohlgeformte Nägel ohne grellen Lack.

„Bitte, Herr Doktor, glauben Sie mir: Ich weiß nichts. Es ist mir selbst schrecklich, nicht zu wissen, wer ich bin. Ich bin alt genug, um zu ermessen, was das bedeutet. Ich liege wie ein neugeborenes Kind hier, weiß, daß morgen wieder ein Tag anbricht, weiß aber nicht, daß gestern ein Tag für mich war.“

Professor Hartleb war Zeuge, wie sie verstört die Augen aufriß, wie sich ihr Gesicht verzerrte, wie sich ihre Hände an den Mund preßten. Er sah Tränen aus ihren Augen quellen, hörte das Schluchzen und einen gequälten Schrei, den nur Unglückliche ausstoßen können:

„Ich habe meine Vergangenheit verloren! Ich weiß nicht, wer ich bin! Ich habe keine Eltern! Herr Doktor — Herr Doktor, helfen Sie mir! Wer bin ich?“

Hartleb konnte hysterische Ausbrüche von echten unterscheiden. Er drängte den zitternden Körper und das tränenbenetzte Gesicht in die Kissen zurück, löste mit etw wenig Anstrengung die verkrampften Finger und sprach gütig, als stünde er bei einem kleinen Kinde, zu ihr:

„Schlafen Sie jetzt. Morgen ist ein neuer Tag. Sie werden wieder Kraft haben, und alles wird gut werden!“
Ungläubig starrten die Augen der Unbekannten auf Hartleb. Von ihren wimmernden Lippen kam die furchtbare Frage:

„Bin ich irrsinnig? Bitte, sagen Sie mir die Wahrheit, bin ich ... Nein, nein ... sagen Sie mir, was ist los mit mir?“

„Gar nichts! Sie sollen jetzt nicht mehr fragen. Sie müssen jetzt schlafen. Solche Fälle, daß man für kurze Zeit sein Gedächtnis verliert, kenne ich zur Genüge. Es kommt fast täglich vor.“

Professor Hartleb log. Er wollte die schluchzende Frau beruhigen.

„Aber Sie müssen jetzt ganz ruhig sein und noch mehr Geduld haben als ich. Dann wird alles wieder gut!“

„Helfen Sie mir, Herr Doktor, bitte — helfen Sie mir!“
„Ich helfe Ihnen!“

Dieser letzte Satz war ein wirklich ehrliches Versprechen, das Professor Hartleb der namenlosen Patientin gab. Er deckte das Laten über sie bis an den nervös zuckenden Hals. Dann fühlte er noch einmal die Temperatur und streichelte über Stirn und Wangen der Kranken. Nochmals überkam ihn das Gefühl der Befangenheit. Schwester Olgas Stimme klang in seinem Ohr:

„Ich habe das bestimmte Gefühl, sie ist eine Schwindlerin!“

Einen Herzschlag lang glaubte er dieser Stimme. Dann kam ihm ein Gedanke. Er wollte seine Brieftasche — er wußte gar nicht, wieviel Geld darin war, vielleicht sind es hundert oder zweihundert Mark — auf das Fensterbrett legen. Er wollte morgen kommen. Wenn die Brieftasche weg war, wollte er die Schwestern, die mit der Patientin zu tun hatten, nach dem Verbleib der Brieftasche fragen. Dann würde er das Krankenzimmer durchsuchen lassen ...

Noch während Hartleb die Falle, die er der Unbekannten stellen wollte, überdachte, hatte er auch schon, für die Patientin nicht sichtbar, seine Brieftasche aus der Rocktasche gezogen und auf das Fensterbrett gelegt.

Dann ging er. Es waren vielleicht kaum sechs Schritte vom Fenster bis zur Tür, für ihn war es ein Spießrutenlaufen, so schämte er sich. Er kam sich sehr klein vor. Sollte er zurückgehen und die Brieftasche wieder einstecken? Nein! Sogleich drückte er die Klinke nieder.

Draußen im Korridor stand, schwach beleuchtet, die Hände auf der Brust verschränkt wie eine Statue, Schwester Olga.

„Der Patient Märler im Saal 6 hat 39,6 Fieber.“
„Wie ist die Wunde?“ fragte Hartleb, der sich sofort auf den Fall Märler umstellte, ruhig zurück.

„Ich wollte warten, bis Herr Professor die Wunde selbst ansehen.“
„Stommen Sie!“

Über den Korridor buchten Jungschwestern in Ihre

hübschen Tracht mit Wärmflaschen, Arzneien, Erfrischungen für die Patienten. Wortlos ging der Professor Hartleb neben der Oberschwester. So ganz zufällig als müßte er sich an die Patientin in Zimmer 136 erst erinnern, sagte er:

„Lassen Sie stündlich die Patientin auf Zimmer 136 kontrollieren. Wenn sie unruhig ist, geben Sie ein leichtes Beruhigungsmittel. Stellen Sie keine Fragen an die Patientin. Verbieten Sie es auch den anderen Schwestern. Wenn Sie morgen früh Silberstus sehen, sagen Sie ihm, daß ich selbstverständlich seine Entlassung nicht beantragen werde, daß ich ihn als pflichttreuen Beamten immer sehr schätze, daß er aber endlich einmal begreifen soll, daß er zwar für seine Ziffern und Konten verantwortlich ist, ich aber für meine Patienten!“

Schwester Olga, durch die Freundlichkeit des Professors ermuntert, sagte sich ein Herz und fragte:

„Was fehlt der Patientin auf Zimmer 136 außer totaler Erschöpfung, wie schon zuerst festgestellt? Simuliert sie?“

Professor Hartleb streifte kurz Schwester Olgas neugieriges Gesicht:

„Schwester Oberin — ich glaube, wir haben Grund, viel Mitleid mit dieser Patientin zu haben!“

„Herr Professor sind vielleicht zu leichtgläubig!“
Jetzt blieb Hartleb stehen, sah Schwester Olga an der Hand und schaute ihr ins Gesicht.

„Schwester Oberin, Sie sind eine fromme, christliche Frau! Ich kenne zwar die Heiligen nicht alle, aber einer soll einmal gesagt haben: Es ist besser, man hilft hundert Menschen, wenn auch neundundneunzig davon Betrüger sind und die Hilfe nicht benötigen, aber um des einen willen helfe man den Hundert!“

Aus dem Ambulatoriumszimmer kam der diensttuende Arzt Doktor Haberl.

„Herr Professor, bei Patient Weikert muß der Verband erneuert werden.“

Hartleb machte die noch notwendigen Krankenbesuche, dann ging er ins Arztzimmer. Dort sah, Zeitung lesend und eine dicke schwarze Zigarre im Mund, Doktor Braumüller, ein junger, bairischer Internist, der sich sofort erhob, um dem Professor seinen Gruß zu entbieten. Hartleb kam ihm jedoch zuvor:

„Zigenbleiben! Zigenbleiben! Erzählen Sie mir lieber etwas über momentane Bergheilskeitserscheinungen!“

Braumüller nahm einen tiefen Zug aus seiner Zigarre und blies den dichten Rauch vor sich hin.

„Wenn ich ergehenst erinnere dich: Ich bin Facharzt für Bauch, Niere, Lunge und sonstige innere Leiden.“

Das Telefon klingelte. Doktor Braumüller nahm das Hörer ab und sagte:

„Hier Arzt ...“
Nach einigen Sekunden sagte er:

„Ja, wohl! Ich werde es sofort ausrichten. — Herr Professor, im Operationsaal ist schon alles vorbereitet.“

„Danke, ich gehe gleich.“

Professor Hartleb hatte noch zwei Operationen vorzunehmen. Das war aber nichts Ungewöhnliches bei ihm. Oft operierte er sechs, sieben Stunden in der Nacht. Seine Assistenten stöhnten, wenn sie so viel Schlaf einbüßten, aber sie lernten etwas bei ihm. Er schob ihnen auch manchmal Privatpatienten zu, damit sie auf Erfolg und gefüllten Magen nicht neidisch würden.

Auf einem mit weißen Laten bedeckten Wagen wurde der zu Operierende fast unhörbar in den Operationsaal hineingerollt. Die Krankenwärter hoben ihn behutsam auf den Operationstisch. Doktor Haberl untersuchte den Blutspender, der für den Ernstfall, wenn der Patient zu sehr geschwächt sein sollte, bereitgestellt war. Die Operationschwester kontrollierte unachtsig die heißdampfenden Desinfektionsapparate, holte mit Pinzetten die Instrumente aus den Glaschränken, hängte auf dünnen Drähten kleine Silberklammern in das heiße Wasser. Aus dem Nebenraum hörte man das zischende Rinnen der heißen und kalten Wasserstrahlen. Dort standen vor dem Waschbecken Doktor Zimmermann und der junge Hospitant. Eifrig rieben sie die Seife auf die Bürste, traukelten Bjal in das Waschwasser, bürsteten und wuschen sich gründlich. Vom Waschraum aus sah man im Operationsaal die große, abgeschirmte, weißblaue Tageslichtlampe, die sich langsam über dem Patienten auf den Operationstisch senkte. Alles erstrahlte in Tageshelle. Professor Hartleb war auch in den Waschraum getreten, reinigte sich ebenfalls sorgsam die Hände, ließ sich die Mundbinde am Hals befestigen und zog dann die Kopfschleife über, die nur die Augen frei ließ. Schwestern halfen ihm in den langen, weißen Mantel, banden ihm die Willrothschürze um und reichten ihm die desinfizierten Gummihandschuhe. Professor Hartleb streifte sie über, sagte ohne Ueberleitung zu den Ärzten:

„Bitte, meine Herren!“

Damit ging er in den Operationsaal voraus.

Ohne Erregung begann Hartleb sein Werk, das über Leben und Tod entscheiden konnte. Seine bestimmten Anordnungen kamen kurz und schnell, sie wurden ebenso schnell und richtig verstanden und ausgeführt. Keiner der beteiligten Ärzte, keine der helfenden Schwestern ahnte auch nur, daß Professor Hartleb noch vor einer Viertelstunde in Gedanken bei einer Frau verweilt hatte, wo er nichts wußte, als daß sie erschöpft war, der er eine Falle gestellt hatte — eine schändliche Falle!

Die Operation war vorbei. Der letzte Stich an der ver nähten, von Klammern zusammengehaltenen Operationswunde war getan. Der Patient atmete unhörbar. Professor Hartleb gab der Ratloschwester mit der Hand ein Zeichen, daß sie dem Patienten das Betäubungsnetz wegnehmen könne.

„Vorsichtig in den Saal führen! Hände und Füße fest am Bett anbinden! Der Patient war in der Jugend Epileptiker. Man kann nicht wissen, ob nach der Operation durch die Aufregung nicht ein Anfall zu gewärtigen ist.“

„Ich danke, meine Herren!“

Niem...
Politikern...
Kriege ein...
gätte sich...
der damal...
von der...
versucht...
liches Ver...
kommen...
singen wi...
Wenn...
genannt...
daß von a...
die den u...
trag geth...
aller Sch...
äußersten...
Friedens...
haben das...
Dauer ni...
tionen in...
verlangt...
weisen, u...
heute den...
ungeföhr...
bestritten...
in den 2...
lands ge...
Wir...
gibt noch...
Lage wä...
lischen...
rechtmä...
hat Eng...
diesem...
jene Pol...
zen Jahr...
zu könne...
liche Ges...
Räumun...
sich aus...
Beitrag...
hat es l...
abruhm...
testem...
Wenn...
deutsch...
wir sage...
verantwort...
selbst ve...
kommen...
angebote...
bedeuten...
nicht die...
den muß...
kommene...
Aber dar...
dem en...
Deutsch...
tisch und...
Wir...
daß die...
Kriege f...
deutsche...
wirtscha...
feinen...
Gefahr...
zwischen...
neuer...
große...
schäfflich...
Parade...
nicht erf...
wendet...
am Aud...
und In...
Den...
hühes...
Frieden...
zu schaff...
Deutsch...
die Wie...
bitten...
Deutsch...
nicht m...
muß ma...
erkannt...
man jet...
Politik...
Konflik...
in Euro...
den Ref...
der euro...
Staats...
erfennen